



Ruth Stoltenberg.....

# OBJEKT I

Stasigefängnis.....

Haftkrankenhaus.....

Berlin-Hohenschönhausen.....

**KEHRER**

<b>Inhalt</b> .....	
Vorwort.....	006
Muster der Gewalt.....	008
Die Untersuchungshaftanstalt.....	013
Das Haftkrankenhaus.....	061
Das Sperrgebiet Berlin-Hohenschönhausen.....	118
Die Zeitzeugen.....	121

**Vorwort.....**

Zeit heilt alle Wunden. Das sagt der Volksmund. Er meint nicht unbedingt das aufgeschlagene Knie, sondern die Wunden, die man nicht so sieht. Die Wunden der Seele. Der zeitliche Abstand von einem Ereignis lässt die Intensität dieser Art von Schmerz geringer werden. Bis es nicht mehr schmerzt. Die Hoffnung, sie ist menschlich, dass mit dem Abstand, den die Zeit bringt, die Verletzung, die Trauer, die Leere, das Trauma verschwinden. Es ist nur ein frommer Wunsch: Zeit heilt alle Wunden.

Ruth Stoltenberg bewegt sich mit ihrer Kamera durch das „Objekt 1“, das Untersuchungsgefängnis der Stasi in Berlin-Hohenschönhausen und durch das Haftkrankenhaus und macht vordergründig sichtbar, dass Zeit an einem Gebäude nagt. Die Farbe blättert, die Rohre platzen, der Putz bröckelt.

Die Möbel, die Bodenmuster, die übriggebliebenen Regale – sie sind veraltet, haben ihre Funktion verloren, sie verstauben. Ruth Stoltenberg hat aber noch mehr im Blick. Diese Bilder erzählen von einer vergangenen Zeit an einem Ort der Repression. An einem Ort, an dem Menschen anderen Menschen Unrecht zugefügt haben.

Wie kann man Unrecht beschreiben?

Die Fotos, sie dokumentieren: Schlösser. Pritschen. Kontrolllampen. Zellentüren. Schreibtische. Gänge. Eine Telefonanlage. Halboffene Türen mit Kunstleder gepolstert. Die Sonne wirft den Schatten einer Bordüren-Gardine auf den Schreibtisch über das alte DDR-Telefon. Ein Moment der Büro-Poesie. Die gleiche Gardine hängt vor einem Fenster, durch das ein grünes Licht auf

den Tisch fällt. Draußen ist es dunkel, ein Winter-Abend. Meine Gedanken wandern ausgerechnet bei diesem Bild. Ich sehe den Vernehmer auf dem Stuhl sitzen. Erinnere mich an die Aufhebung von Zeit und Rhythmus, von Tag und Nacht in der U-Haft. Dieses Foto, in einem anderen Gebäude hätte es einen spielerischen Charakter. Nachts sind Büros sich selbst überlassen. In diesem Gebäude aber ist auch dieses Foto eine Dokumentation. Es ist eine Erinnerung an „operative Psychologie“, an die komplette Aufhebung aller Regeln, damit die Gefangenen sich orientierungslos von ihrem innersten Ich verabschieden und den Vernehmern umso besser ausgeliefert sind.

Es sind die Geschichten der ehemaligen Häftlinge, die für die Fotos fast unverzichtbar sind. Ruth Stoltenberg lässt sie erzählen. Zehn von 22.000 Menschen, die zwischen 1951 und 1989 hier einsaßen. Ihre Erzählungen füllen das Mobiliar, immer einen Stuhl, mit Erlebtem an, das den Leser beim Weiterblättern begleitet. Das Unrecht, das an diesem Ort begangen wurde, es spricht plötzlich aus diesen Bildern, es verändert die Wahrnehmung der Bilder.

Kann Zeit wirklich diese Wunden heilen? Wer kann die verlorene Zeit zurückbringen? Die verlorene Würde, die durch das Unrecht, das an diesem Ort

Menschen angetan wurde für den urmenschlichen Wunsch nach Freiheit? Jeder einzelne, der sich mit dieser Geschichte und den Geschichten der Menschen beschäftigt, trägt einen kleinen Teil dazu bei, dass das Unrecht nicht vergessen wird. Sie zollen damit den Menschen Respekt, die sich angesichts der Übermacht eines diktatorischen Regimes ihre Freiheit nicht nehmen ließen und dafür teuer bezahlten. Wir alle können durch unseren Respekt für diese Menschen dazu beitragen, dass die Chance besteht, dass die Wunden besser verheilen. In dem Sinne wünsche ich dem Buch von Ruth Stoltenberg viele Leserinnen und Leser.

Roland Jahn  
*Bundesbeauftragter für die Stasi-Unterlagen*

Muster der Gewalt.....

Können Fotografien von Räumen etwas erzählen über das Grauen und Unrecht, das in diesen vor langer Zeit stattgefunden hat? Ruth Stoltenberg hat sich mit ihren Aufnahmen vom Stasigefängnis und Haftkrankenhaus Berlin-Hohenschönhausen dieser sehr heiklen Aufgabe gestellt. Schon nach der ersten Begegnung mit diesem Ort, der so sehr von menschlichen Schicksalen gezeichnet ist, wurde ihr klar, dass es für sie nicht möglich ist, sich mit einer sachlich nüchternen Haltung diesem Themenkomplex zu nähern. Die dramatischen Berichte von Zeitzeugen wühlten sie emotional so sehr auf, dass die Vorstellung, wie die Häftlinge und Patienten ihren Aufsehern und deren Willkür völlig ausgeliefert waren, zur treibenden Kraft für die künstlerische Auseinandersetzung mit dem Thema wurde. Darüber hinaus drängten sich die bohrenden Fragen auf, wie man

selbst in solchen Extremsituationen der vollkommenen Isolation gehandelt hätte, welche Widerstandskräfte man entwickelt hätte.

In Anbetracht einer solch unvorstellbaren Brutalität und menschlichen Kälte gibt es keinen Ausweg mehr, sich auf eine neutrale, distanzierte Position zurückzuziehen.

Ruth Stoltenberg schaut mit einem radikal subjektiven Blick auf das Stasigefängnis und das Haftkrankenhaus. Der Betrachter kann deutlich spüren, welche intensive Wirkung diese Orte mit all ihren Spuren eines menschenverachtenden Apparates auf die Fotografin gehabt haben. Die besondere Kraft ihrer Fotografien besteht gerade darin, dass sie nichts beweisen will, keine Ideologie mit symbolhaften Bildern belegen muss. So vermeidet sie alle zu vordergründigen Leidenssymbole und

klischeehaften Darstellungsformen der Aussichtslosigkeit. Während des Prozesses der Bildauswahl und -sequenzierung tauchte die Frage auf, ob die Farbbilder nicht zu „ästhetisch“ sind, um der Darstellung des Schreckens gerecht zu werden. Letztlich ist es dann die Kontrastierung mit den vollformatig im Buch gedruckten Schwarz-Weiß-Abbildungen der Zellenräume, die der Farbe ihre ganz eigene Bedeutung im Kontext der Serie gibt. Die von der Stasi geschaffene heimelig, scheußlich-schöne Idylle in den Verhörzimmern war reine Strategie, um den Gefangenen Geständnisse zu entlocken. Mit der Kombination von Farb- und Schwarz-Weiß-Abbildungen in dem Buch sensibilisiert die Fotografin den Betrachter für diese subtilen Formen der Gewalt.

Der Prozess des Fotografierens war für Ruth Stoltenberg ein sehr intuitiver Akt. Ihre Wahrnehmung wurde nicht durch eine strenge Konzeption kanalisiert. Eine sachlich objektive Auflistung von Räumen und Objekten, die reine Abbildung des Faktischen, hätte für sie keine Aussagekraft gehabt. Ihre oft fragmentarischen Sichten auf das Stasigefängnis und sein Mobiliar reißen die Objekte aus ihren rein funktionalen Zusammenhängen. Diese entwickeln dabei eine ganz eigene Präsenz zwischen Bedrohlichkeit und Banalität, Dramatik und Absurdität. Hervorgehoben wird diese Wirkung auch durch die manchmal fast

theatralisch anmutenden Lichtstimmungen. Die Dinge scheinen ihr eigenes Stück zu spielen und geben dabei einen tiefen Einblick in die tragischen Geschichten, die sich an diesen Orten ereigneten. Die Fotografin liefert uns keine fertigen Antworten auf die Fragen nach Opfern und Tätern, Schuld und Sühne und so vermeidet sie alle zu eindeutigen Interpretationen und einfachen Ordnungsschemata. Wie in einer Montage entsteht ein komplexes, irritierendes und emotional aufwühlendes Bild von Orten staatlicher Machtausübung, die einer Entwicklung individueller Werte keinen Raum gelassen hat. Der Betrachter wird gefordert, die vielen Puzzlestücke voller subtiler Spuren der Unterdrückung zu einer abschreckenden Vision von einem totalitären Überwachungsstaat zusammenzufügen. Dieser hatte seine ganz konkrete Gestalt in Form des Stasigefängnisses und Haftkrankenhauses Berlin-Hohenschönhausen und die Fotografien von Ruth Stoltenberg dokumentieren dies eindrucksvoll. Zugleich lösen sich ihre Bilder in ihrer abstrahierenden Qualität aber auch wieder von dem konkreten Ort, verlassen eine historisierende Distanz und entwickeln dabei eine Gegenwärtigkeit, die eine Wachsamkeit gegen jede Form der Gleichschaltung und Unterdrückung evoziert.

Bei dem Studium der Bilder, die im Laufe der Besuche in der Gedenkstätte entstanden sind,

wurde die erzählerische Kraft einer Sammlung von frontalen Sichten auf Stühle vor gemusterten Tapeten deutlich. Auch wenn kein Mensch auf diesen Fotografien zu sehen war, wirkten sie zusammen wie eine Serie von Portraits. Schnell war der Entschluss gefasst, dass dieses immer wiederkehrende Motiv dem Buch seine Struktur geben kann, indem es dem permanenten Verhör als zentralem Akt der Gewaltausübung einen visuellen Ausdruck verleiht. Für die Fotografin war es auch sehr wichtig, Zeitzeugen in dem Buch zu Wort kommen zu lassen, mit denen sie lange Gespräche geführt hat. Diese sehr offenen, persönlichen und oft auch drastischen Schilderungen des

erlebten Leids werden in dem Buch den leeren Verhörstühlen gegenübergestellt. Die Vorstellung, die uns von dem geschehenen Unrecht vermittelt wird, ist somit ein sehr subjektives Konstrukt, das aus Texten und Bildern gespeist wird, die sich nicht gegenseitig illustrieren, sondern ihre ganz eigenständige Sprache entwickeln. Die Fotografien von Ruth Stoltenberg können das Vergangene nicht sichtbar machen, aber sie können Strukturen der Machtausübung auf Menschen an einem konkreten Beispiel so eindringlich Ausdruck verleihen, dass sie damit unser Bewusstsein für Unrecht schärfen.

Wolfgang Zuborn

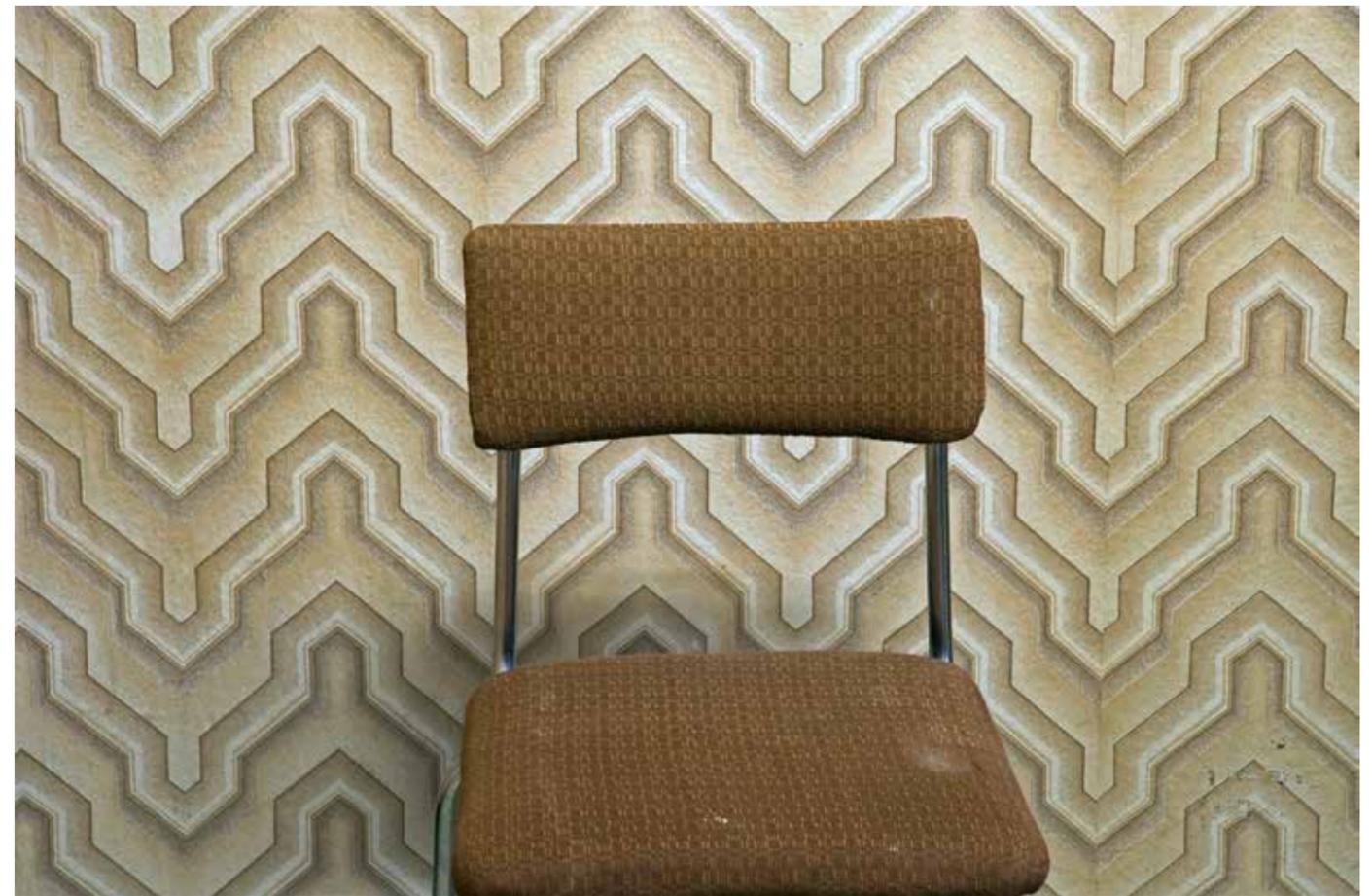
Gewidmet den Opfern der SED-Diktatur

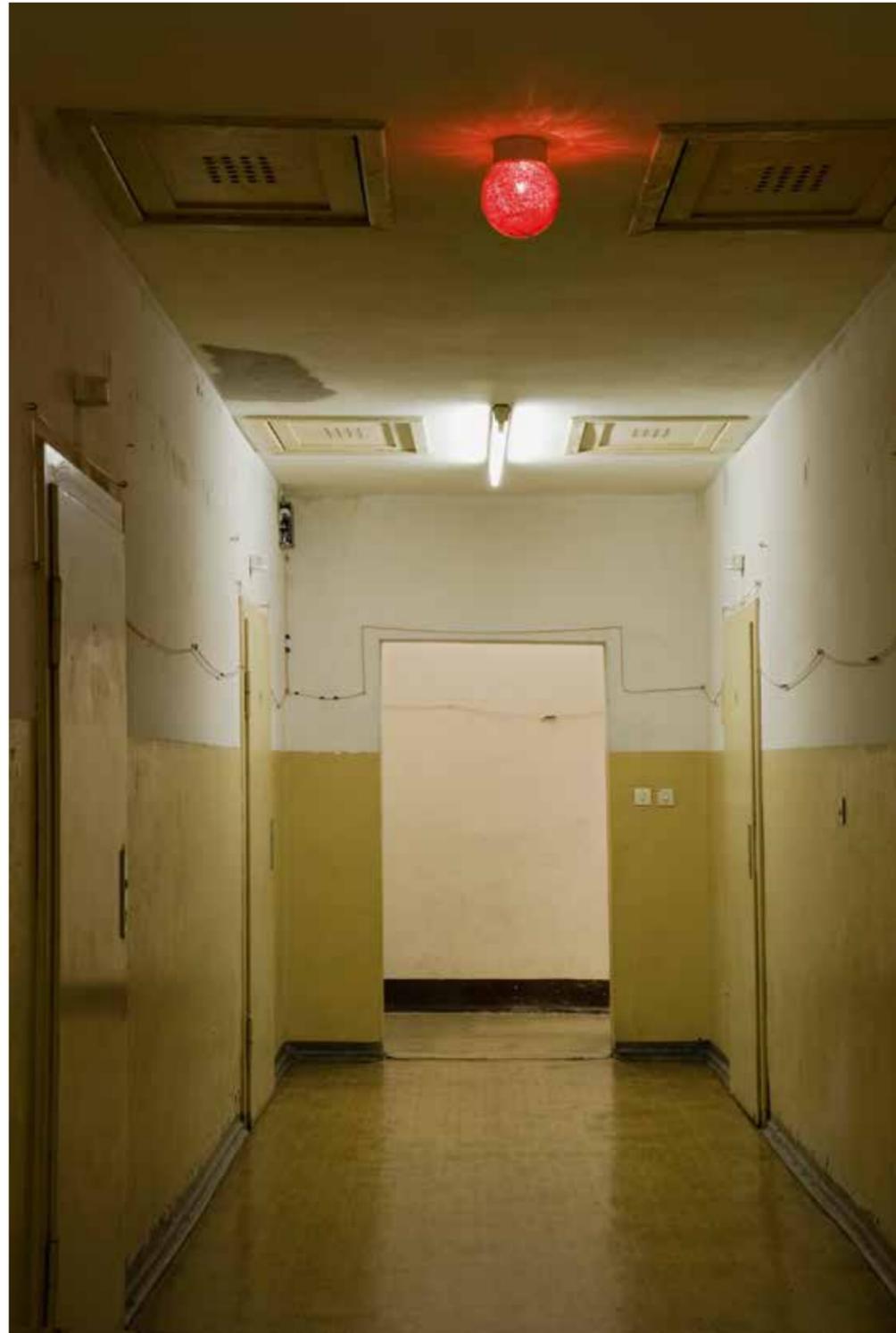
Die Untersuchungshaftanstalt.....

Wir waren neun Jugendliche, die jeweils bei Fluchtversuchen in Ungarn festgenommen und nach einer Woche Haft im zentralen Militärgefängnis Budapest mit einer von der DDR-Staatssicherheit gecharterten Maschine nach Berlin geflogen wurden. Angekommen auf einem weit abgelegenen Rollfeld in Berlin-Schönefeld forderte man uns mit vorgehaltener Maschinenpistole auf, in einen der beiden Lieferwagen mit der Aufschrift „Centrum-Warenhaus Berlin-Alexanderplatz“ bzw. „Obst und Gemüse“ einzusteigen. Die Stasimitarbeiter trugen Kittel der jeweiligen Handelsfirma. Als ich fragte, ob man mich nun nach Berlin-Rummelsburg bringen würde, das war das Gefängnis, was man kannte, sagte der Stasimann nur: „Typen wie Sie sind viel schlimmer. Sie werden schon sehen, wo wir Sie hinbringen. Wir sind von der Staatssicherheit. Wir müssen nicht freundlich sein.“ Mit Handschellen gefesselt, saß ich etwa vier Stunden in einer der fünf dunklen Besenschrank großen Boxen des Wagens und hatte große Angst, in einen Wald gebracht und auf der Flucht erschossen zu werden.

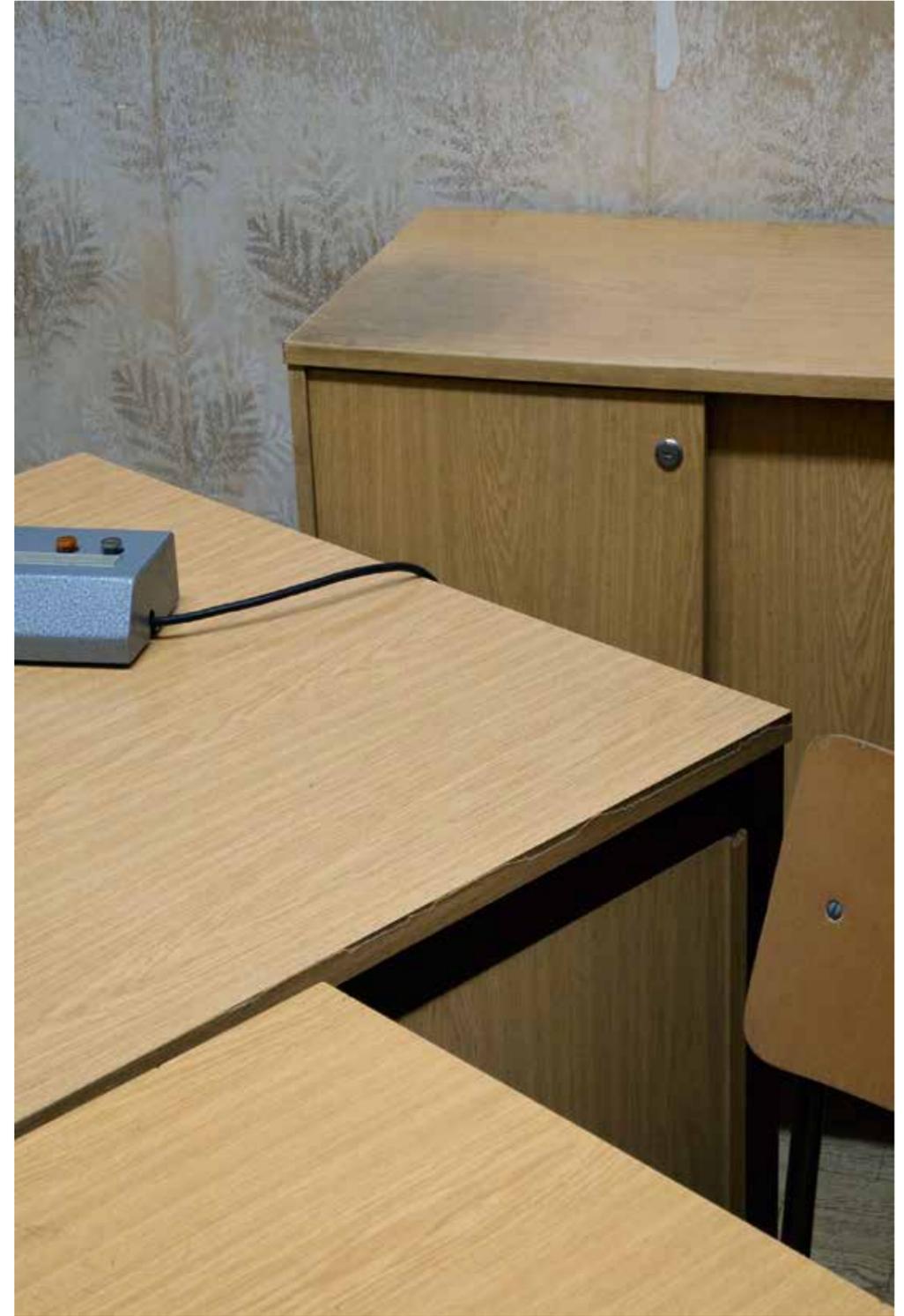
Irgendwann kamen wir dann hier im Gefängnis an, die Türen wurden aufgerissen und sie zerrten uns in eine Garage mit gleißendem Neonlicht. Vor dem Lieferwagen standen fünf Wärter im Halbkreis: breitbeinig, mit schwarzen Reitstiefeln, in hellgrauer Uniform und Schirmmütze. Gummiknüppel wippten in ihren Händen. Sie brüllten, keiften und drohten. Wir mussten uns ganz schnell in einer Reihe neben die Treppe stellen. Mit dem Gesicht zur Wand und die Hände hinter den Kopf. Dann hieß es: „Gürtel ab, Schnürsenkel ab!“ - denn damit könnte man sich ja evtl. in der Zelle aufhängen - und wir mussten dann jeweils einzeln einem der schreienden Wärter ins Gefängnis folgen. Mit dieser Einlieferung ging für mich der letzte Rest Heimat unter. In diesem Moment dachte ich nicht, dass ich in der Realität bin, sondern in der Filmszene eines Nazifilms. Dies war für mich der größte Schock.

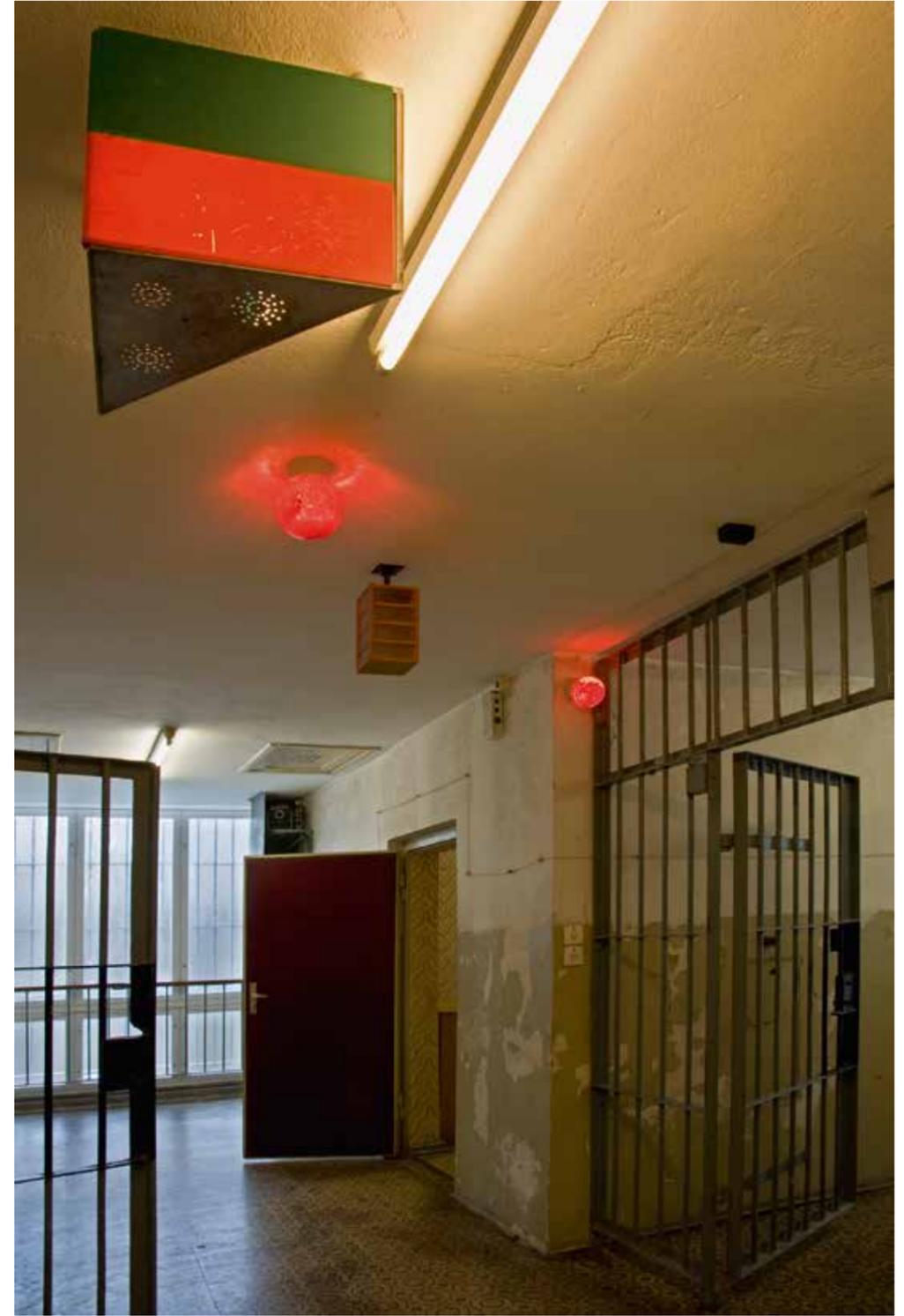
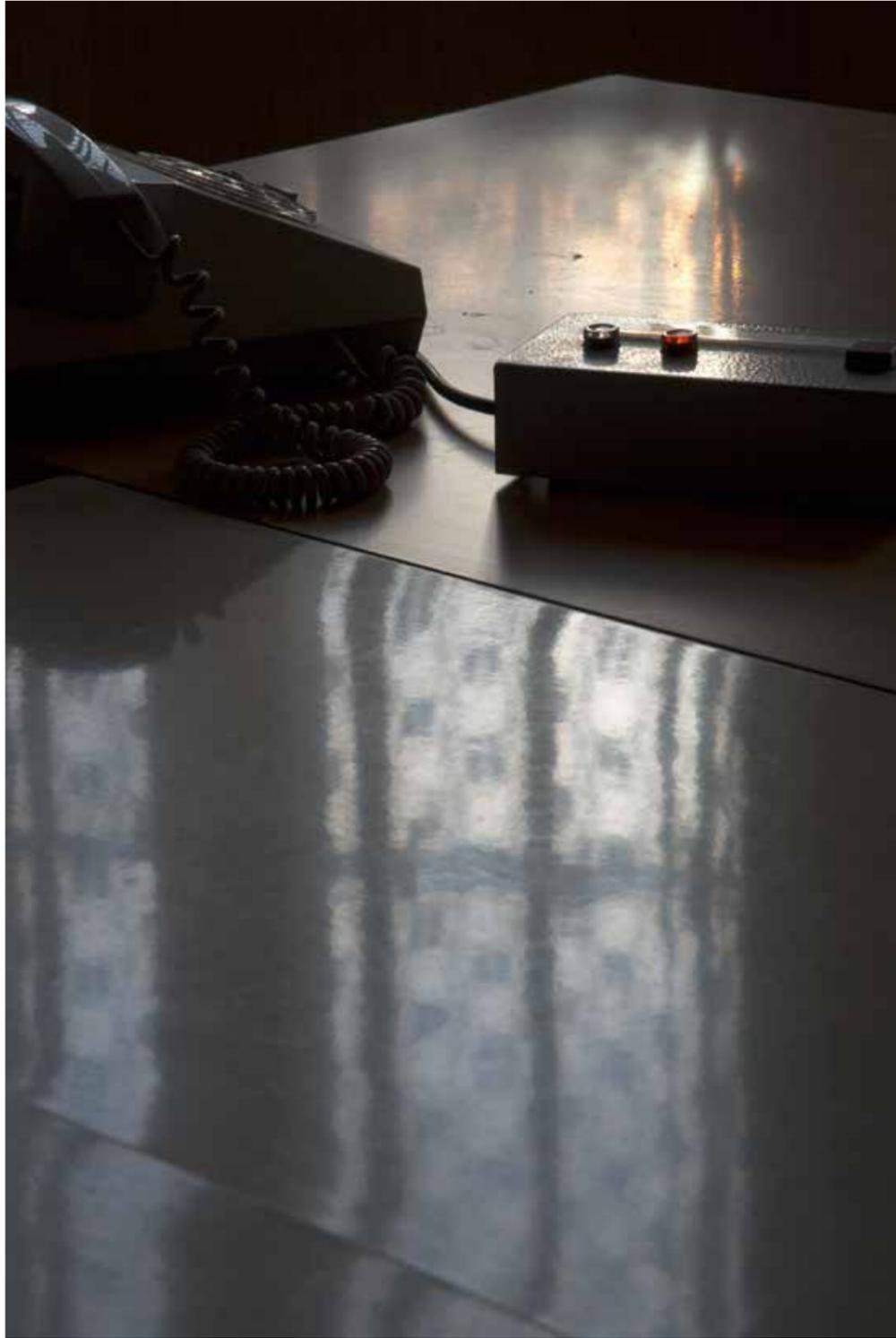
Mario Röllig











Je nach Gusto dauerte die tägliche Vernehmung acht oder zehn oder zwölf Stunden. Nachts schlafen ging nicht, weil alle zehn Minuten die Lichtkontrolle anging. Daran wird man sich nie gewöhnen. Man legt sich hin und dann „Klack!“, alle zehn Minuten. Und umdrehen oder einrollen durfte man sich nicht, sonst hat der mit dem Schlüsselbund gegen die Tür gehauen oder am Riegel gerissen. „Nehmen Sie sofort die Schlafstellung wieder ein!“ Wir mussten immer auf dem Rücken liegen, Gesicht zur Wand, Hände auf der Decke.

Einmal gab es ein 72-stündiges Verhör. Die haben sich mit mehreren abgewechselt, aber mich haben sie die ganze Zeit über wach gehalten. Die haben ihre ganz speziellen Methoden entwickelt, da kam man nicht zum

Schlafen. Und immer wieder dieselbe Frage: „Wer weiß noch von Ihren Absichten?“ Zersetzungsmaßnahmen nannte man das. Operative Psychologie. Die haben es sich zum Ziel gemacht, den Willen der Häftlinge zu brechen und die Seele systematisch auseinander zu montieren. Studiert haben die das an der juristischen Hochschule Potsdam, der ehemaligen Hochschule des Ministeriums für Sicherheit.

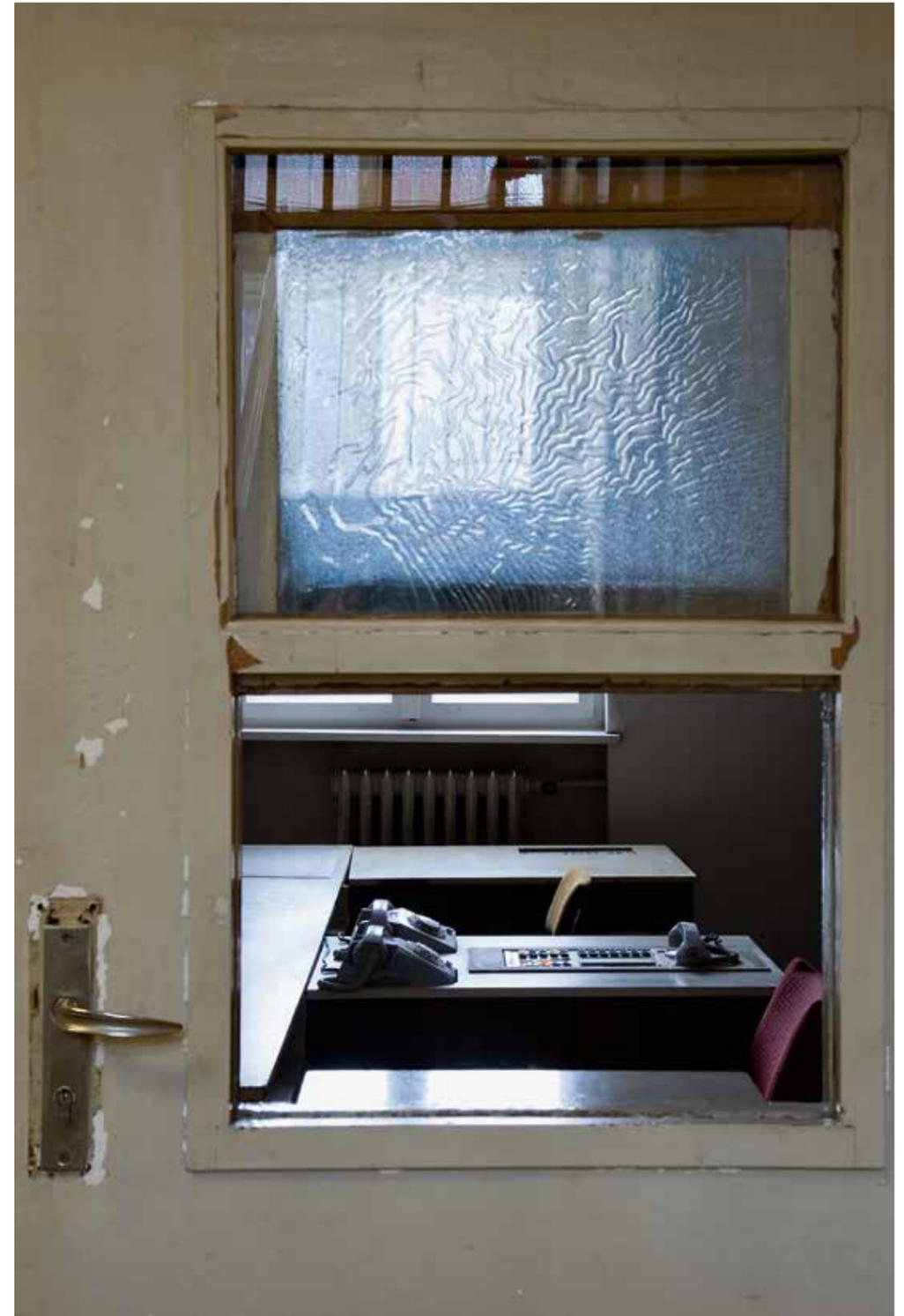
Es sind diese äußerst subtilen Foltermethoden der Stasi, die einen zermürben. Heute noch, nach 32 Jahren, habe ich Einschlafschwierigkeiten und werde drei- bis viermal wach in der Nacht.

Wolfgang Arndt









Ich wollte gerade das Vernehmerzimmer verlassen, da klingelte das Telefon: „Ja Genosse. Nein, hab' ich nicht gewusst. Ein Unfall? Schwerer Unfall? Gestern Abend? Ja gut, ich weiß Bescheid.“ Ich dachte sofort an meine Kinder, aber man erhält ja keine Antwort. Ich wurde ohne weiteren Kommentar in meine Zelle zurückgebracht und konnte an nichts anderes mehr denken. Die wollen dich mit deiner Angst, deinem Zweifel, deinem Misstrauen, deinem Zorn und deinem Hass ins Chaos stürzen. All das, worauf du aufgebaut hast, soll mit einem Mal weg sein. Peng!

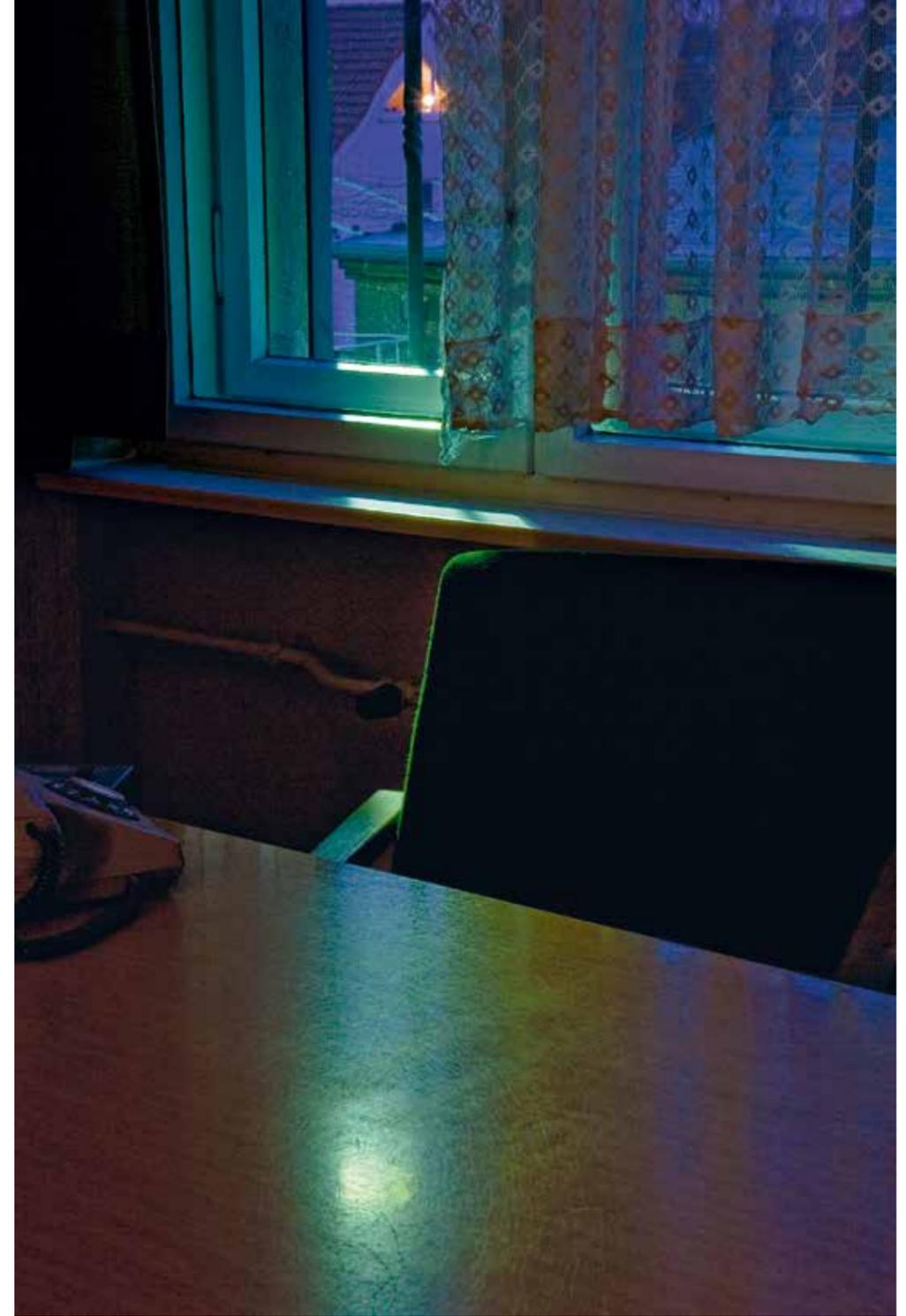
Wenn ich nicht kooperativ genug war, dann war ich mal eine Woche in der Zelle ohne Vernehmung. Da rastet man aus. Man hat nichts. Die Isolation ist tödlich. Die Tage vergehen. Man ist in einer Zelle, die weniger als drei mal zwei Meter groß ist. Man

kann nicht hinaus. Es wird dunkel. Es wird hell. Tag und Nacht. Nichts passiert, außer den Kontrollen, alle paar Minuten, rund um die Uhr. Deren Therapie heißt: Beschäftigung mit sich selbst. Man soll in sich rotieren, bis man den Glauben an sich verliert. Kein Tagebuch. Kein Stift. Kein Fetzen Papier. Ich habe versucht, in Gedanken Tagebuch zu schreiben. Aber man hat gar kein Gefühl mehr, welcher Tag ist, welches Datum. Alles vermischt sich, weil der Tag immer den gleichen Ablauf hat, ohne Höhen und Tiefen. Natürlich haben die auch geguckt, ob man keinen Selbstmord plant. Einmal ist es einem gelungen. Der hat die Pritsche hochgestellt, hat die Bettwäsche zerrissen und sich dann an einem Bein aufgehängt.

Edda Schönherz









Ich war 15 Monate in Einzelhaft und da muss man aufpassen, dass man in seinem Oberstübchen nicht durchdreht. Dass man nicht einrostet. Ich habe angefangen, mir Gedichte ins Gedächtnis zurückzurufen und die habe ich nachher auch gesprochen, um mal wieder eine Stimme zu hören, auch wenn es nur die eigene war. Man hat sehnsüchtig darauf gewartet, zur Vernehmung gebracht zu werden. Die Vernehmer waren ja die Herrgötter. Die haben über alles bestimmt: Der darf rauchen, der darf lesen, der kommt mit jemandem zusammen ... Mit solchen Vergünstigungen konnte man aber nur rechnen, wenn man kooperativ war. Ich habe denen aber innerlich immer den gestreckten Mittelfinger gezeigt. Daher auch die lange Einzelhaft.

Obwohl es natürlich streng verboten war, habe ich zum Beispiel geklopft wie ein Wahnsinniger. Wir Häftlinge haben uns ja über Klopfzeichen miteinander unterhalten, selbst über die intimsten Dinge, mussten aber immer damit rechnen, dass sich ein Spitzel in das Klopfgespräch einmischt. Das Mittelgelenk meines Fingers war so dick mit Hornhaut

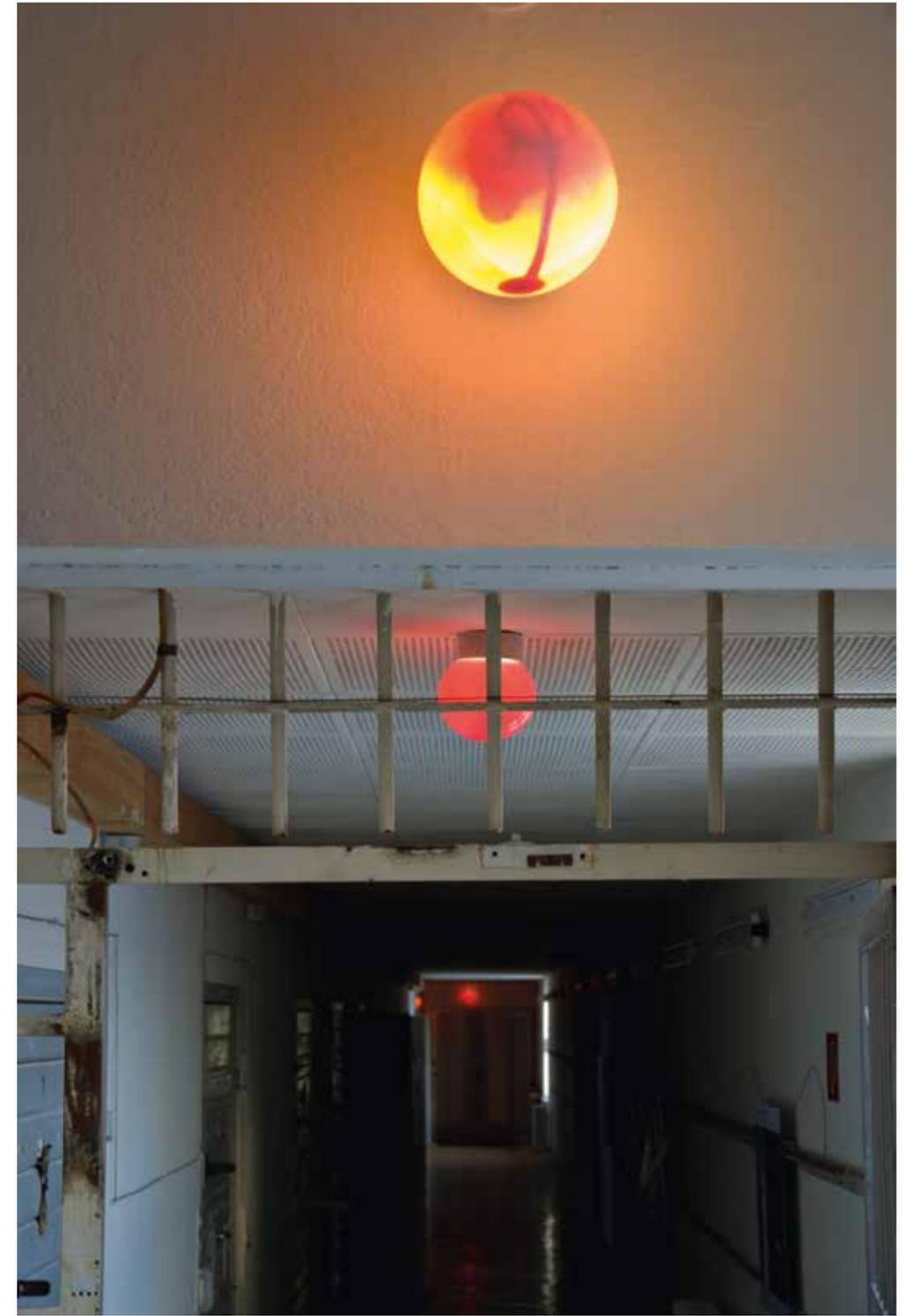
überzogen, dass es sich erst nach vielen vielen Jahren langsam zurückgebildet hat.

Genau so streng war es verboten, tagsüber die Liege zu benutzen. Außer einem Tisch gab es sonst nur noch einen Hocker in der Zelle und der war damals noch am Boden angeschraubt, damit man ihn nicht als Waffe benutzen konnte. Man durfte sich niemals mit dem Rücken an die Wand anlehnen und kann sich nur schwer vorstellen, wie einem abends das Kreuz weh tat. Kein Sport, keine Übungen, nichts. Wenn man sich doch falsch benahm, wurde mit dem Fuß oder der Faust gegen die Tür geknallt. Am gemeinsten war es, wenn die den Riegel mit einem Schlag zurückhauten. Rrrrumms! Und wieder vor. Rrrrumms! Vor allem nachts. Da stand man aber im Bett. Und das hat man nicht nur in der betreffenden Zelle gehört, sondern über den ganzen Flur. Es gibt immer solche und solche. Also richtige Sadisten, die sich da einen Jux draus gemacht haben. Alles Machtdemonstrationen.

Dietmar Serafin







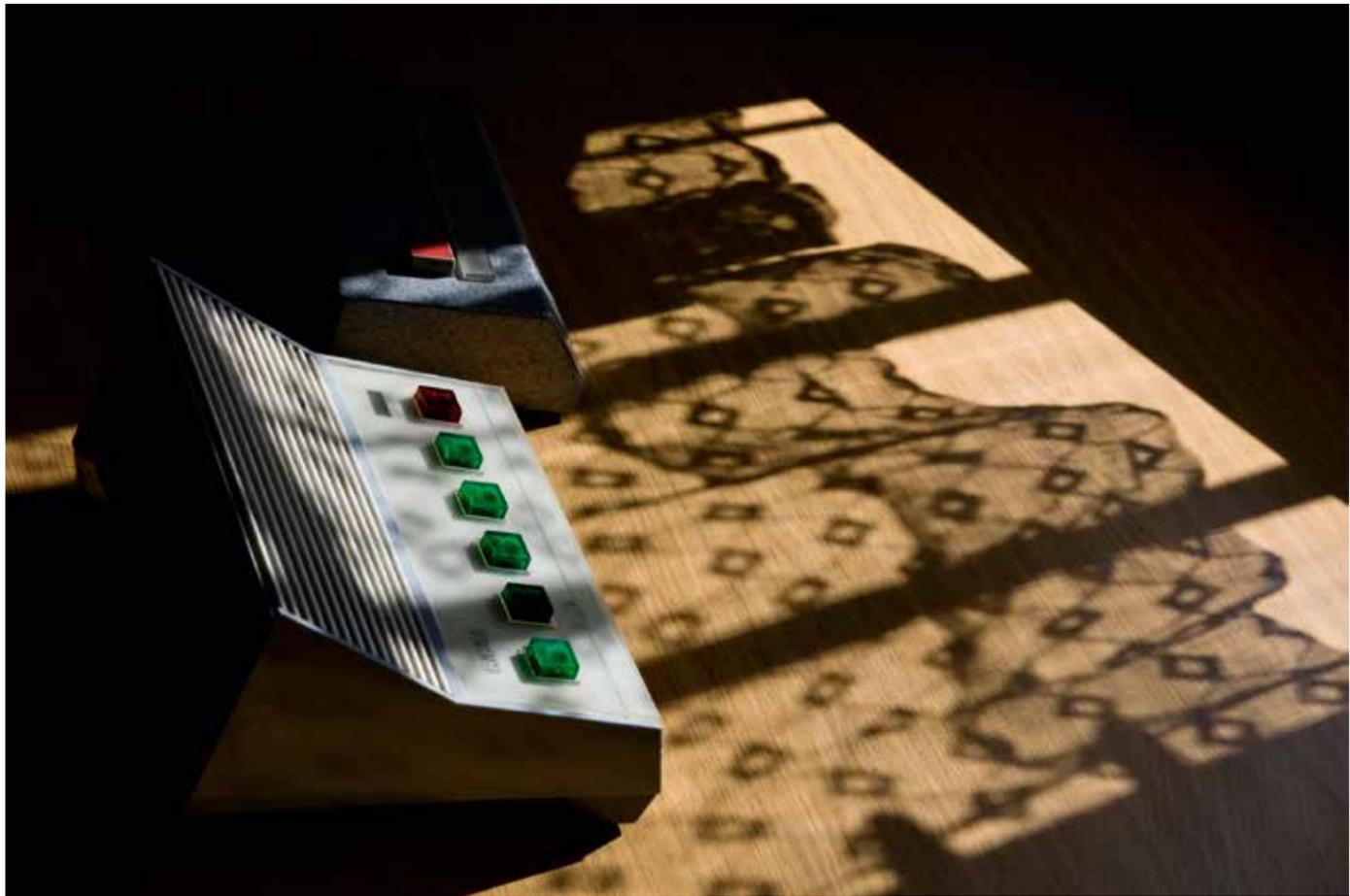
Mein Hauptvernehmer war nicht viel älter als ich. Ich war 19, er 28. Er war Leutnant, trug aber zivil und hatte die Aufgabe des netten, freundlichen Vernehmers. Wie im Film: good cop/bad cop. Ich war noch ein Jugendlicher, mehr mit Fußball vertraut als mit Mädchen. Prompt war mein Vernehmer ein großer Fußballfan. Oder tat er nur so? Mein Misstrauen war groß. Auf jeden Fall hing an der Wand ein Wimpel seines Lieblingsvereins BFC Dynamo, bekannt als Stasi-Verein. Der andere Vernehmer war ein ganz anderes Kaliber. Ein Hauptmann, älter natürlich, stechender Blick. Er hatte wohl die Aufgabe, mir meine ausweglose Situation klarzumachen: „Wenn Sie nicht bereit sind mitzuhelfen, die Wahrheit, und zwar die ganz Wahrheit hier auf den Tisch zu legen ... Wir haben Zeit. Wir haben alle Zeit der Welt.“

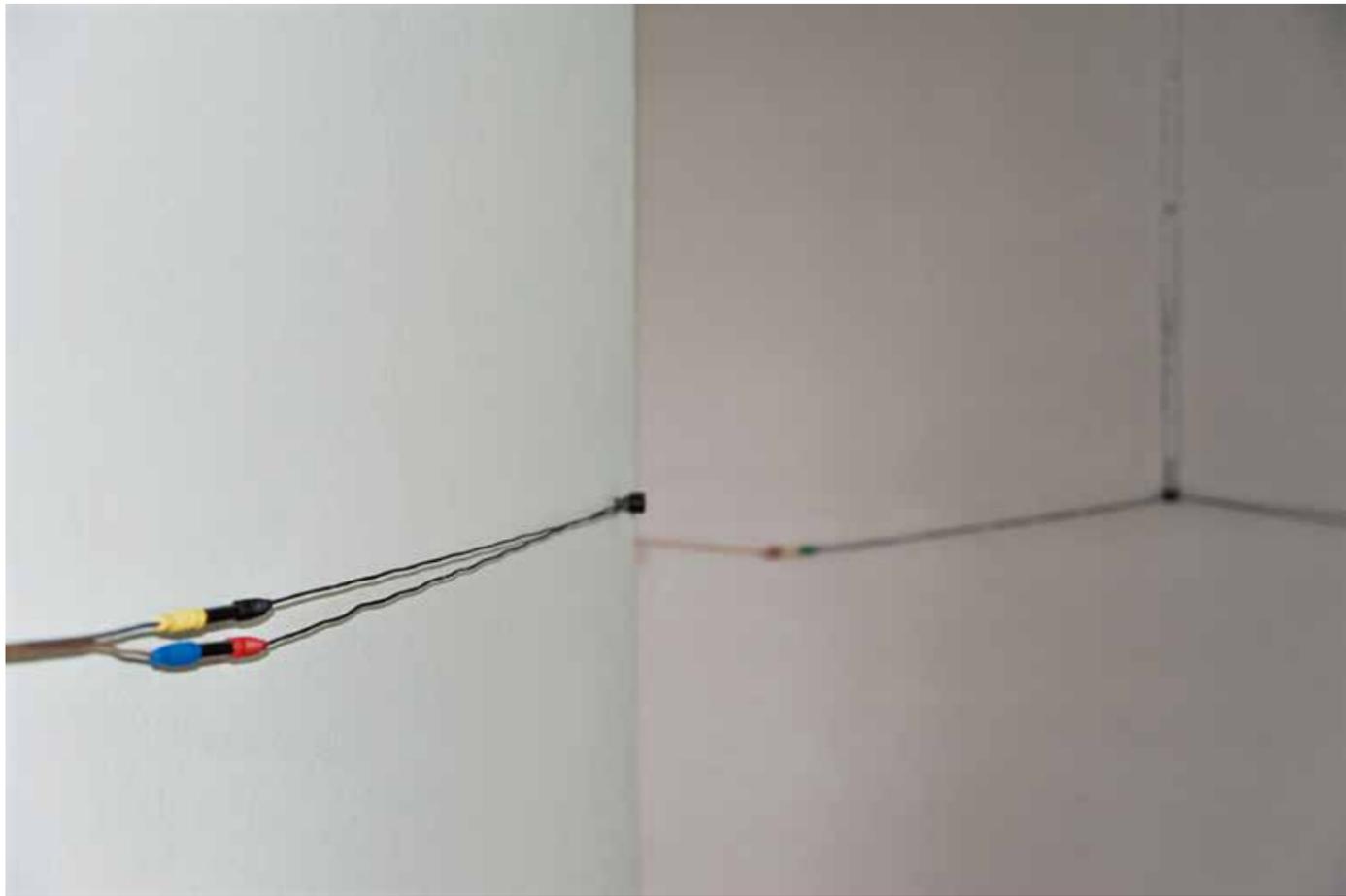
In den ersten Wochen und Monaten wurde ich den ganzen Vormittag über verhört, dann wurden die Verhöre seltener und fanden bald nur noch mittwochs statt. Viel Zeit.

Langeweile. Alltag. Warten auf das Klappern, wenn das Mittagessen kam. Ein zähes Stück Fleisch, Kartoffeln, Soße. Als Besteck besaß ich nur einen Plastiklöffel und ein Plastikmesser. Nach einer Weile öffnete sich die Klappe wieder. Essenreste rausgeben. Klappe zu. Wieder warten und warten. Gegen Abend Klappe wieder auf. Abendessen. Zwei Scheiben Brot, ein Klecks Margarine, eine Scheibe Wurst. Dazu ein Becher undefinierbaren Tees. Klappe zu. Klappe wieder auf. Reste abgeben. Klappe zu. Warten. Die Klingel. Das Bett vorbereiten, umziehen, auf die Pritsche legen. Leise Schritte kamen näher. Das Licht wurde endlich ausgemacht, das war dann die Nachtruhe. Kontroll-Licht an, Kontroll-Licht aus. Irgendwann war die Nacht rum. Licht an. Klingeln. Aufstehn. Bett machen. Abwarten. Ich hatte tatsächlich häufiger das Gefühl, es würde bis an mein Lebensende so weiter gehen. Eine Schreckensvision: Lebendig begraben im Stasi-Knast!

Thomas Raufeisen







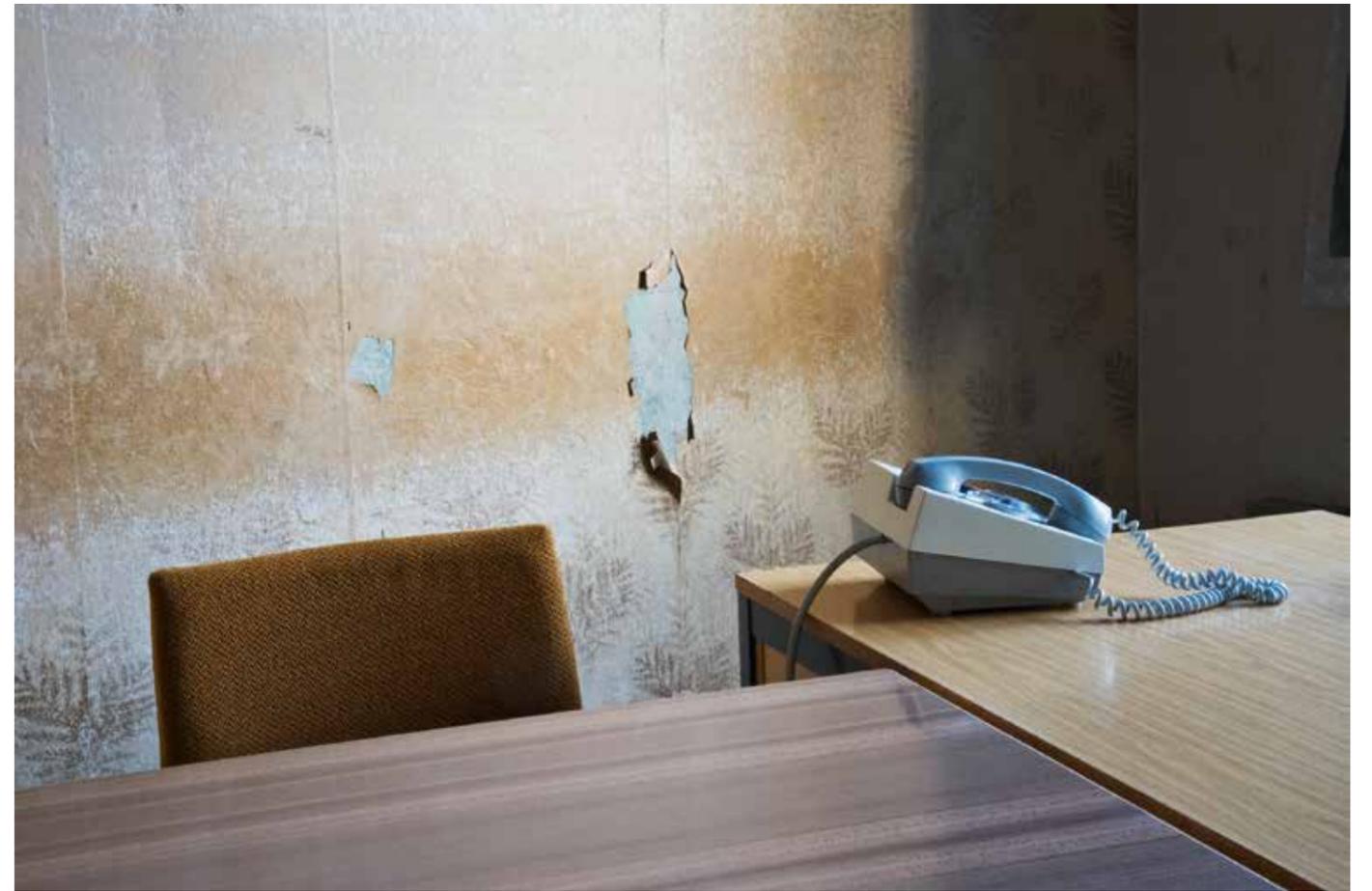
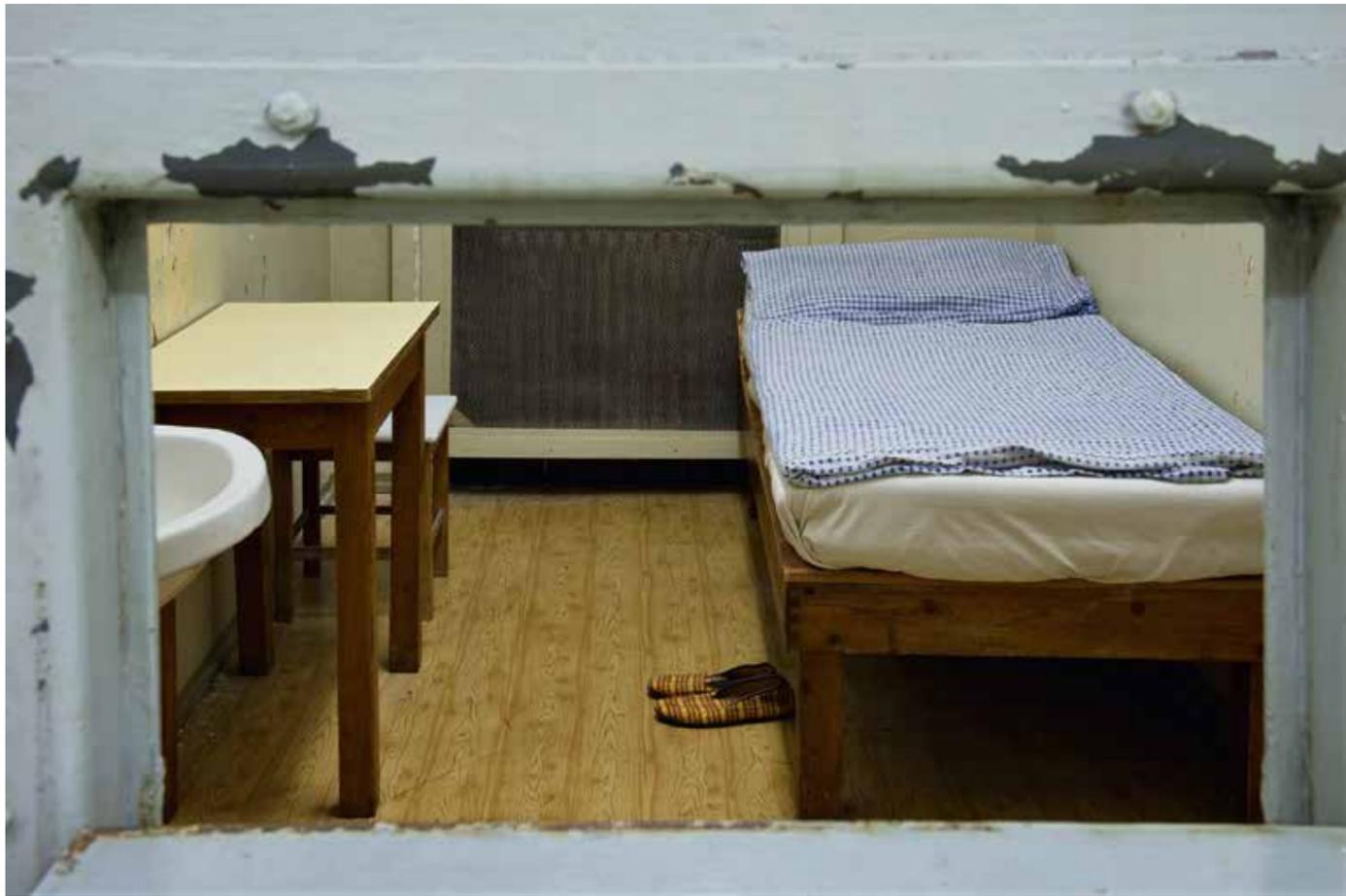
Am ersten Abend wurde ich von einem Stasiofizier verhört, der nur brüllte und den ich gar nicht ernst nehmen konnte. Am nächsten Tag jedoch lernte ich den Vernehmer für die nächsten Monate kennen. Er war schlank, braungebrannt, um die 30, trug einen Maßanzug, roch gut, war sehr kultiviert und anfangs freundlich. Er war im Wesen meinem Freund aus West-Berlin sehr ähnlich. Für die Verhöre ganz genau auf mein Persönlichkeitsprofil ausgesucht. Mit dem wär' ich lieber ein Bier trinken gegangen, als von ihm verhört zu werden. Er war der viel Schlimmere von beiden. Nach drei Tagen hatte ich alles über die Flucht erzählt. „Jetzt können Sie mich ja verurteilen. Das war's ja jetzt“, sagte ich. Er antwortete nur: „Nein jetzt geht's erst mal richtig los! Denn mit dem Fluchtversuch haben Sie ihr Vaterland, die DDR verraten, den Weltfrieden gefährdet, und einen Atomkrieg provoziert.“ Er holte meine Akte aus seinem Schreibtisch. Und darin standen die Namen meiner Schulfreunde, meiner Lieblingslehrer, meiner Kollegen, meiner Nachbarn, meiner Freunde und meiner Familie, über die ich nun negative Informationen und Aussagen geben sollte. Von jedem sollte ich

Schwächen, Stärken, Charakterbild, politische Einstellungen, Einstellung zur DDR nennen. Ich sollte Auskunft darüber geben, ob jemand Fluchtpläne hatte, ob es Kontakte zur Kirche gab, ob jemand schon einmal im Kaufhaus gestohlen hätte oder ob meine Eltern Schwarzgeschäfte betrieben hätten. Alles über die Hintermänner meiner Flucht, die es nicht gab.

In meinem Vernehmerzimmer gab es an der Wand eine Tapete mit kleinen Blättern. Sieben Wochen habe ich geschwiegen und die Blätter auf der Wandtapete gezählt. Dann drohten sie, meine Eltern zu verhaften. Und ob meine Mutter die Untersuchungshaft hier im Gefängnis durchsteht, mit ihren Herz-Kreislaufproblemen, das könnten sie nicht garantieren. Sie drohten meine Schwester zu verhaften, weil ich ihr angeblich von meinem Fluchtplan erzählt hätte. Sie sei ja allein erziehende Mutter. Wenn sie verhaftet wird, dann müsste ihre kleine Tochter leider ins Heim. In diesem Moment habe ich mehr gesagt, als sie hören wollten.

Mario Röllig



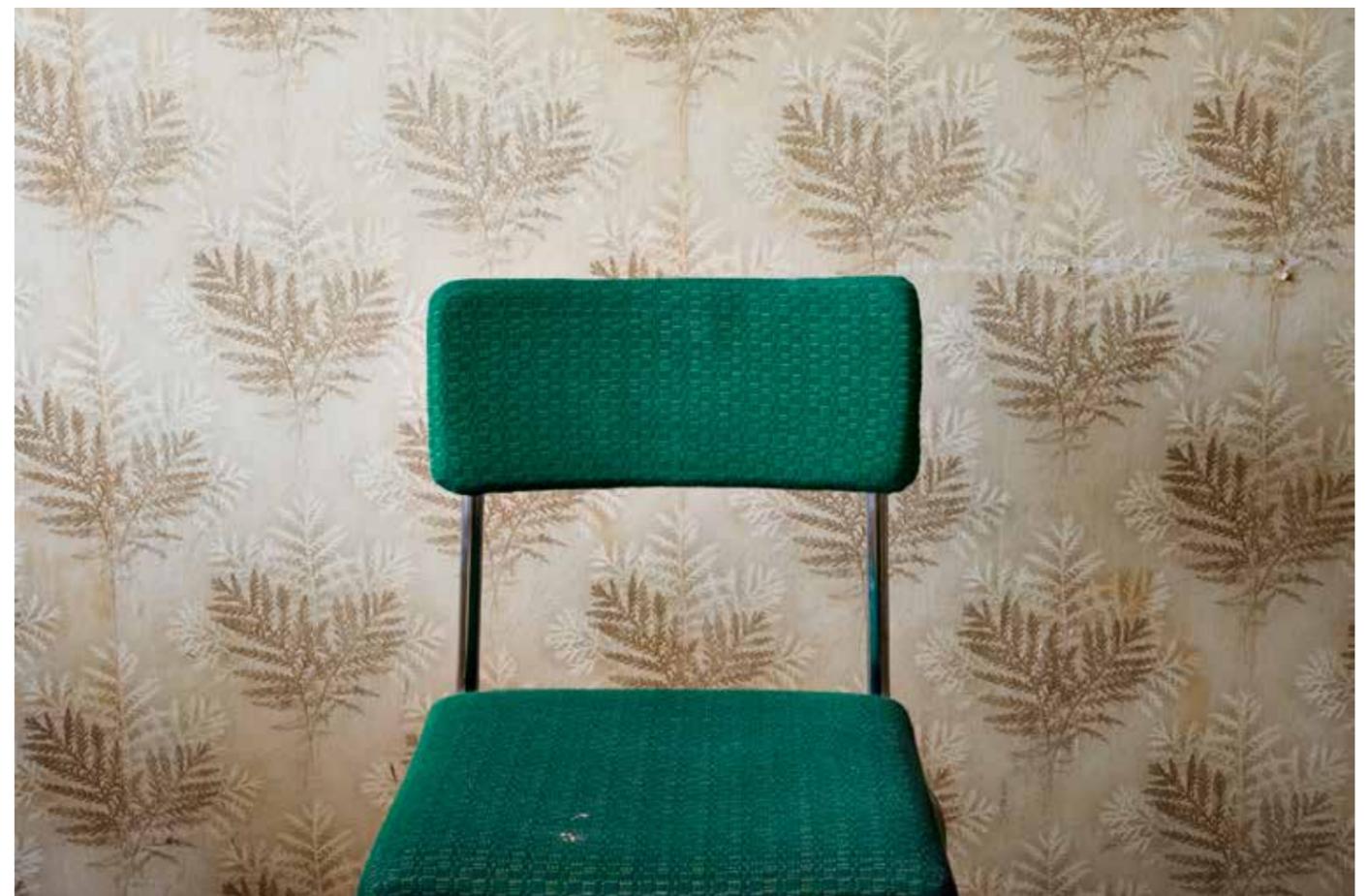


In den 14 Monaten habe ich meine Eltern, die ja auch hier inhaftiert waren, vier Mal für eine halbe Stunde gesehen. Sie hatten sich extrem verändert. Die letzten grauen Haare von beiden waren weiß geworden. Sie trugen genauso wie ich schlabberige blaue Trainingsanzüge. Darin wirkt jeder wie ein Penner. Meinem Vater merkte man seine vielen gesundheitlichen Probleme an. Er sah sehr schlecht aus, war nervös. Trotzdem versuchte er, Optimismus auszustrahlen. Es gelang ihm nicht. Es war fürchterlich, obwohl es gut tat, sich endlich wieder zu sehen. Wir aßen Rouladen und Rotkohl, die für uns skurrilerweise auf dem Tisch standen, und tauschten Banalitäten aus, denn alles andere war verboten. Dann war ich wieder allein. Noch erfüllt von dem Treffen mit meinen Eltern, aber dadurch auch noch einsamer als zuvor.

Ich wusste, dass ich von nun an auf mich selber gestellt war. Die Abnabelung von meinen Eltern war sehr abrupt. Mein Vater starb noch während der Haft.

Wir durften uns zwar Briefe schreiben, aber es waren Briefe, in denen jeder versuchte, seine Verzweiflung zu verbergen. Jeder spielte jedem etwas vor. Briefe, in denen mein Vater mich darum bat, alles zu erzählen, was ich wisse, weil es besser für uns alle sei. Natürlich fragte ich mich da, ob er dies freiwillig oder unter Druck geschrieben hatte. Diese Ungewissheit, diese Ohnmacht, diese Zweifel. Zweifel, die genügend Zeit hatten, sich in mir festzusetzen.

Thomas Raufeisen





Das Haftkrankenhaus.....







Ich kam im Krankenhaus an. Überall rote Lampen, Gitter, lange Gänge. Trotz unerträglicher Schmerzen in meinem Knie musste ich durch die Gänge hüpfen, ohne mich an der Wand festhalten zu dürfen - ich tat es trotzdem - und wurde stundenlang verhört. Wenn der Häftling frisch ist, dann kann man noch „schöpfen“. Irgendwann hielt ich es nicht mehr aus und schlug so laut Krach, dass man mich in eine Einzelzelle brachte. Ich bekam einen Lappen zum Kühlen. Das war's. Man gab mir noch nicht einmal Schmerztabletten. Die gab es sowieso nur, wenn der Vernehmer meinte, ich wäre brav gewesen. Erst viele Tage später wurde mein Knie geröntgt, aber angeblich war nichts zu sehen. Tatsächlich aber hatte ich mir die bereits zweimal operierte Kniescheibe verdreht, als mich der Fluchthelfer hektisch in den Kofferraum geschoben hatte.

Täglich wurde ich zu Vernehmungen gerufen und musste dazu immer durch die unendlich langen Gänge hüpfen. Es war wahnsinnig anstrengend. Erst kurz vor dem Abtransport nach Gera erhielt ich Krücken. Die Verhöre fanden oft in einem völlig abgedunkelten Zimmer statt, das Gefühl für Tag oder Nacht ging verloren. Ich saß die ganze Zeit auf einem Hocker. Da man nach DDR-Gesetz nur so und so viele Stunden ohne Pause verhört werden durfte, musste ich zwischendurch immer zu meiner Zelle hüpfen. Dort hatte ich gerade Zeit, tief Luft zu holen, dann hieß es wieder: „Strafgefangener Schreiner raustreten!“ Hüpf, hüpf, hüpf, und dann ging es wieder los mit der Vernehmung.

Michael Schreiner







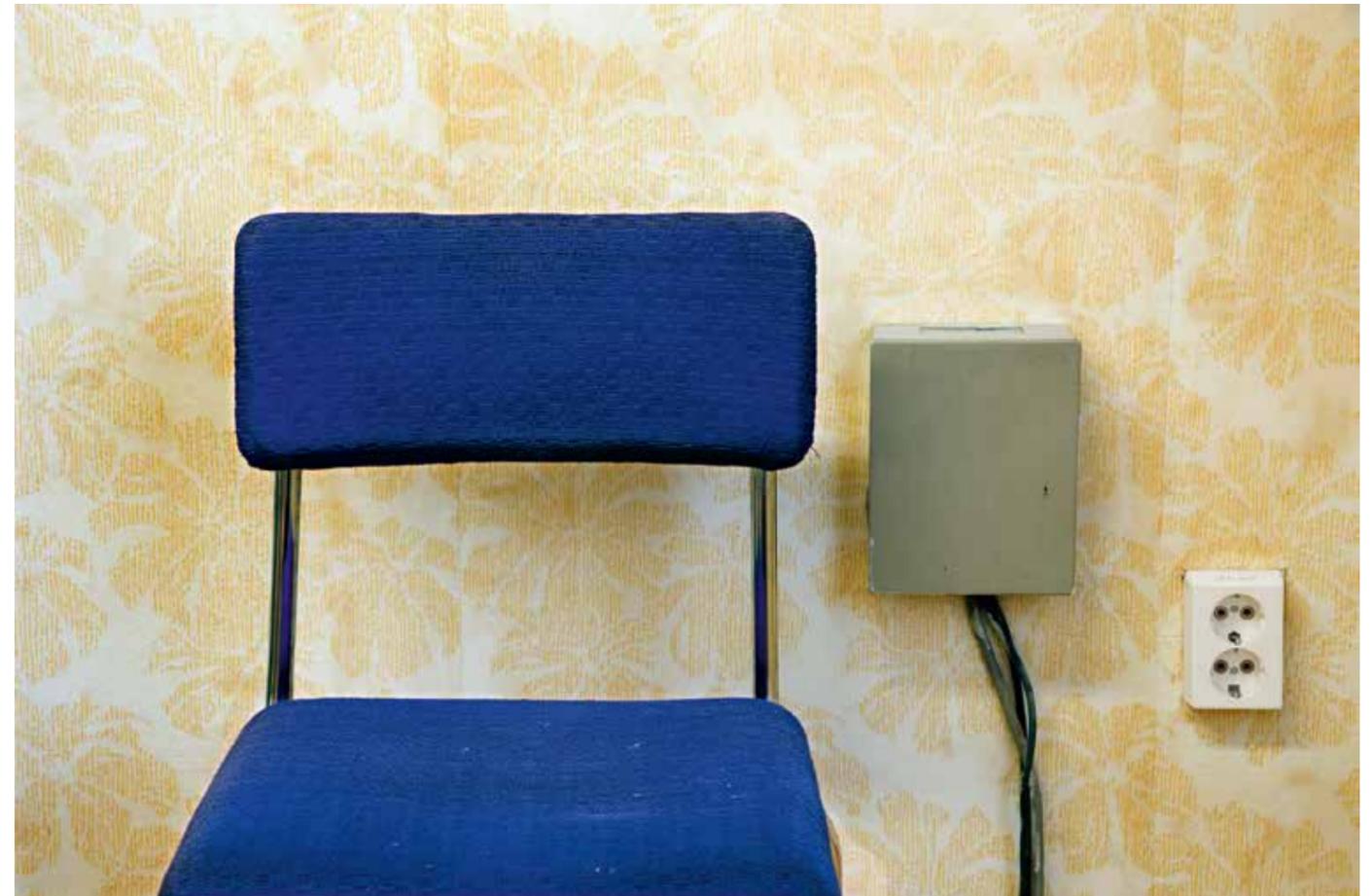
Im Juni 1962 wurde ich von DDR-Grenzsoldaten angeschossen und mit sieben Kugeln im Körper ins Haftkrankenhaus eingeliefert. Eine Kugel hatte meinen Kieferknochen durchschlagen und meine Wange und das Ohr zerlöchert. Der Chefarzt, ein Fachchirurg, erklärte sich für meine Schussverletzung am Kopf als nicht zuständig und ordnete stattdessen an, dass mich ein Mithäftling, ein Zahnarzt, operierte. Als ich bereits im Operationssaal lag, kam ein Stasimitarbeiter herein und sagte: „Lass die OP sein. Wir müssen erst mal Informationen kriegen.“ Dann kam er zu mir: „Geben Sie zu, Sie waren bewaffnet! Erst reden Sie, dann wird operiert!“ Er wollte mich zur Aussage zwingen, denn nur so hätte er die Schüsse rechtfertigen können. Ich wurde ohnmächtig und dann hat man mich schließlich notoperiert.

Gleich am nächsten Tag begann man mit den täglichen Verhören, aber ich war gar nicht

in der Lage zu sprechen, weil eine Kugel in meiner Lunge steckte. Zehn Tage lang übten Leutnants, Oberste oder Majore Druck auf mich aus, weil sie glaubten, ich wolle die Aussage verweigern. Erst dann röntgte man mich und erkannte die Ursache für mein Schweigen.

In den drei Monaten, in denen ich im Krankenhaus lag, habe ich keinen einzigen Mitgefangenen gesehen. Alles war streng geheim, niemand durfte von meinen Schussverletzungen wissen. Mehrere Tage und Nächte saß eine Stasi-Schwester an meinem Bett, um mich zu beobachten. Irgendwann ist meine Angst in Wut umgeschlagen und hat mich innerlich gestärkt. Als man mir später die Kugel aus meiner Lunge herausoperieren wollte, habe ich mich geweigert. So trage ich sie noch heute als Beweisstück bei mir.

Dieter Hötger









Als man mir im Verhör drohte, meine ganze Familie hierher zu holen, da bin ich ausgerastet. In dem Moment war mir alles egal. Ich habe geschrien und wild um mich geschlagen. Mein Vernehmer wurde puterrot, sprang auf und es dauerte nicht lange, da kriegte ich einen Schlag auf den Kopf und bin zu Boden gegangen. Dann bekam ich eine Beruhigungsspritze, ein schweres Sedativ, wurde im Polizeigriff die Treppen runtergezerrt und in die Gummizelle gebracht. Hier bekam ich eine zweite Injektion und dann wurde ich mir selbst überlassen. Zwölf Tage lang. In der Zelle war nichts drin. Ich erinnere mich an den Linoleumboden, aber sonst an nichts. Keine Pritsche, keine Matratze, weder zum Sitzen, noch zum Liegen. Noch nicht einmal ein Kübel. Man musste seine Notdurft in die Zelle verrichten. In der Zelle war es stockdunkel. Man konnte die Hand vor Augen gesehen - im wahrsten Sinne des Wortes. Man musste an seiner Hand riechen oder reinbeißen, um zu wissen, dass man noch eine hat.

Um nicht durchzudrehen, habe ich Gedichte aufgesagt. Die Glocke von Schiller. Immer

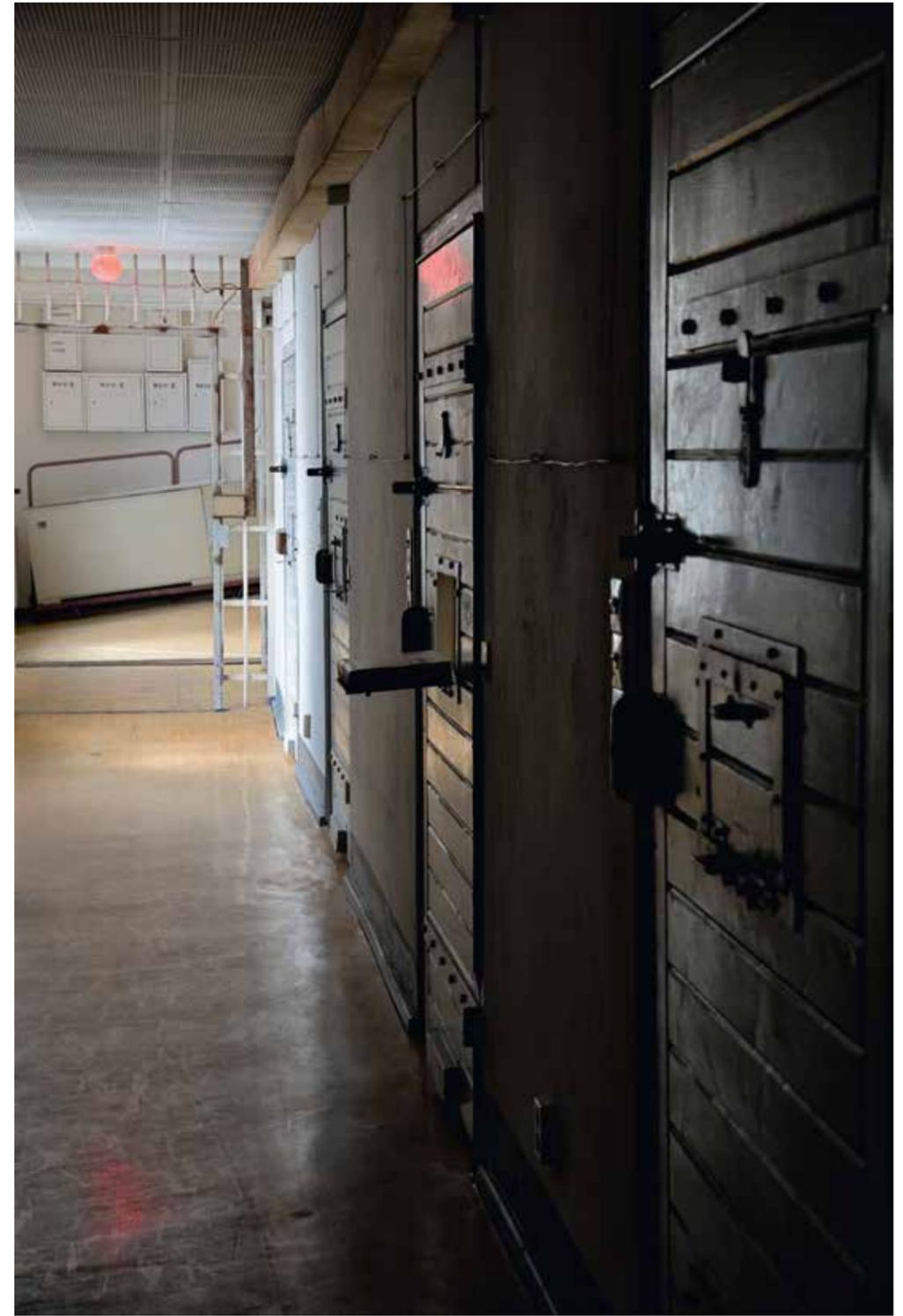
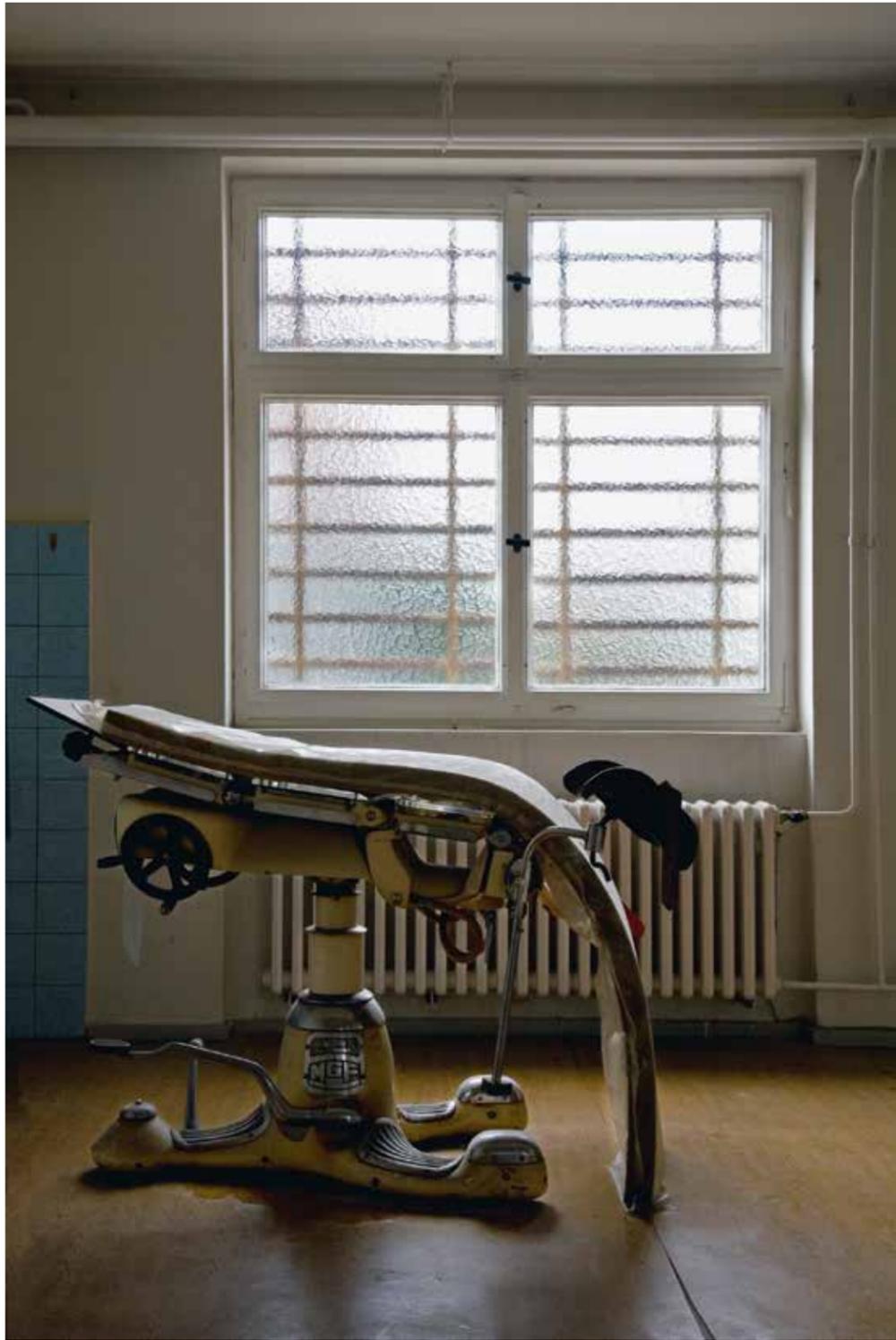
wieder. Ich habe es gehasst. So lang, das nahm kein Ende. Aber ich habe mir gesagt: Junge, versuch dich zu erinnern! Hämmer dir das regelrecht wieder raus aus deinem Safe! Dabei habe ich so laut gesprochen, dass ich mich selber hören konnte. Denn wenn man nur denkt, wird man abgelenkt. Aber wenn man's spricht, hört man sich wirklich zu. Es ist eigentlich eine Art von Selbstgespräch. Man monologisiert. Man hört sich selbst auch ganz konzentriert zu, so dass man sich sagt: Ich muss jetzt auf die Betonung achten, aufs Timbre. Ich möchte das richtig gut rüberbringen. Auch die 1500 Seiten Krieg und Frieden habe ich mir erzählt.

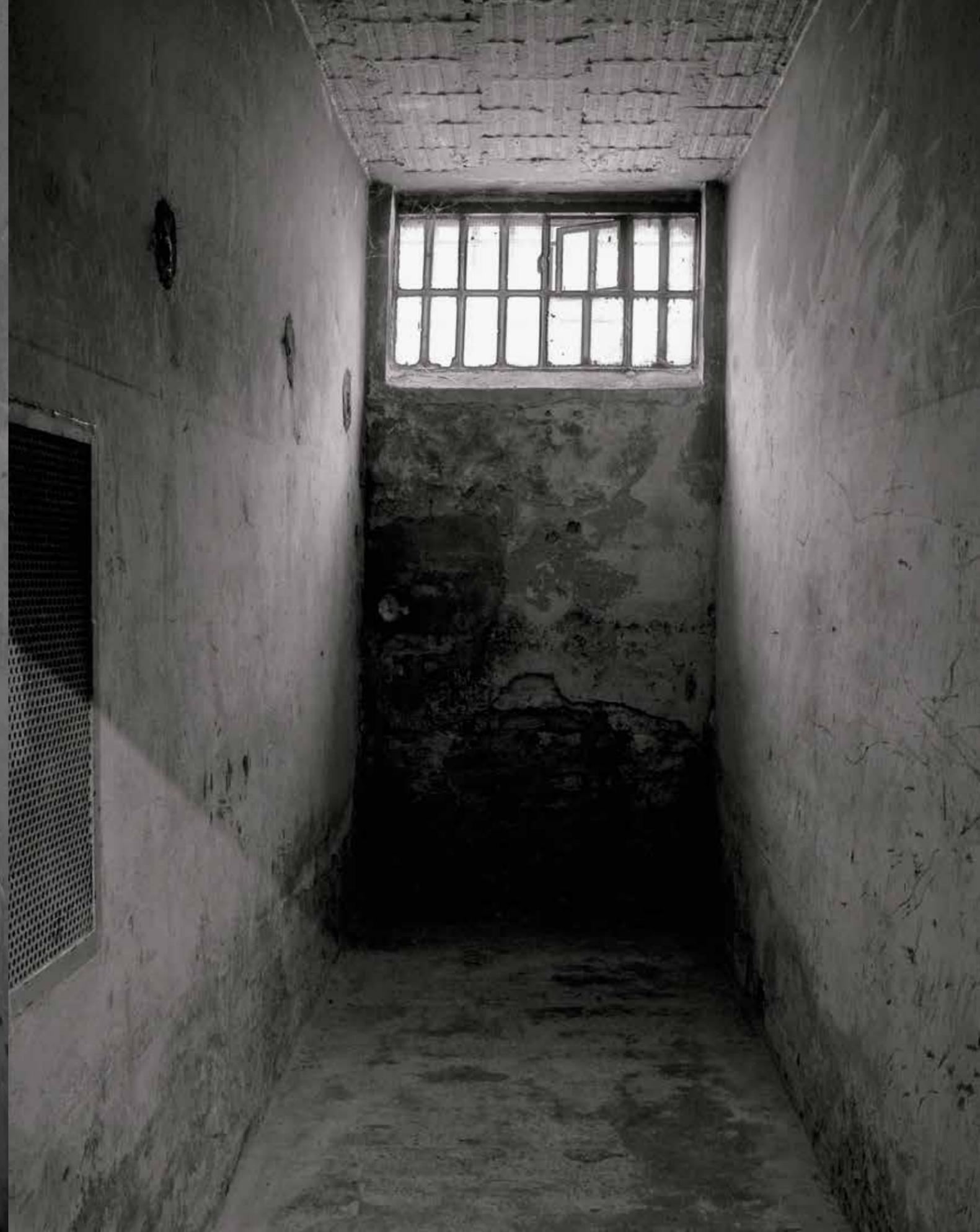
Als die Zellen aufgelöst wurden, hat man in den Fugen des Linoleumbodens Mikrofone gefunden. Die haben alles aufgenommen: Schreie, Weinen, Gebete. Das wurde in den Verhören mitbenutzt, denn man konnte eventuell die Schwachstellen der Inhaftierten raushören.

Wolfgang Arndt









Als ich in Hohenschönhausen eingeliefert wurde, musste ich mich vollständig ausziehen, vor einem Mann in Uniform. Ich hatte an diesem Tag meine Periode und musste alles auf den Tisch legen und dann grätschen, Kniebeugen machen und dann hat der noch mit einem Gummihandschuh in sämtliche Körperteile gefasst. Das empfand ich als größte Demütigung und Verletzung des Menschen. Und dann habe ich innerlich zugemacht, habe völlig abgeschaltet, sonst wäre ich durchgedreht. Mit dem Moment blieb meine Periode weg. Als ich das dem Haftarzt erzählte, wurde unmittelbar eine Untersuchung auf Schwangerschaft anberaumt, denn eine schwangere Edda Schönherz hätten sie entlassen müssen. Ein medizinischer Assistent zwang mich, Tabletten zu schlucken, ohne mich über die Medikamente aufzuklären. Als dies nicht gelang, haben

sie mir das Medikament unters Essen gemischt. Dann setzte man mich in den Lieferwagen, fuhr mich lange durch die Gegend, um mich zu verwirren, und brachte mich schließlich ins Krankenhaus gleich nebenan auf dem Gefängnisgelände. Ich wusste weder, wo ich war, noch, wen ich vor mir hatte. Ich war denen völlig ausgeliefert. Nach der gynäkologischen Untersuchung wurden mir dann weitere Medikamente verschrieben. Später in den Akten habe ich rausgefunden, dass es sich dabei um Abtreibungsmittel handelte. Wäre ich also wirklich schwanger gewesen, so hätten sie mein Kind abgetrieben, ohne dass ich es wusste. Genau zwei Tage nach meiner Haftentlassung setzte meine Monatsblutung wieder ein.

Edda Schönherz







Wegen einer zertrümmerten Kniescheibe musste ich dreieinhalb qualvolle Monate im Haftkrankenhaus verbringen. Als Unschuldige hinter Gittern zu sein ist furchtbar, aber den Stasi-Schergen als Kranke ausgeliefert zu sein, ist schlimmste Folter, auch ohne körperliche Gewalt. Schon die Ungewissheit über den Verbleib der Familie und die Zukunft können einen zermürben. Dazu die ständigen Erpressungsversuche der Vernehmer, um Geständnisse über vermeintliche Verbrechen zu erlangen. Besonders schlimm aber waren die Einsamkeit in der Zelle und die Schmerzen, was letztendlich sogar zu Halluzinationen führte. Wenn man 24 Stunden täglich lediglich Kontakt zum Stasi-Personal hat, und das als Kranke, dann zweifelt man am eigenen Verstand. Ich wollte nur noch weg und erst als ich in den Hungerstreik trat, täuschte eine Schwester menschliche Regung vor und sprach auf mich ein, um mich zum Essen zu bewegen.

Zu diesen psychischen Extrembelastungen kamen unerträgliche Schmerzen, denn

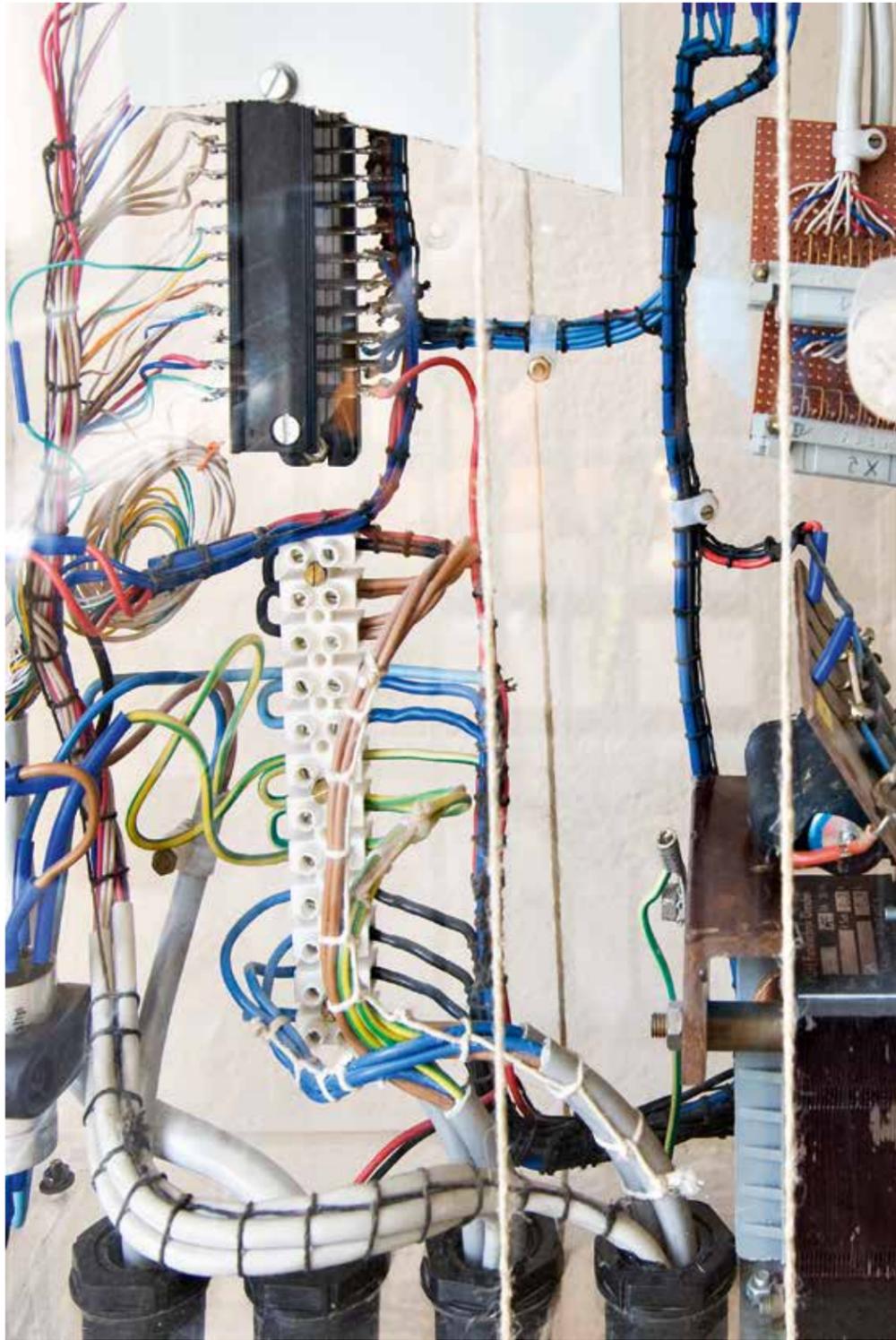
Schmerzmittel erhielt ich nur in den ersten drei Tagen nach der Operation. Auch jedwede andere Hilfe, die ein Frischoperierter benötigt, wurde mir verwehrt. Bereits sechs Tage nach der Operation wurde ich zwei Tage hintereinander verhört und erlitt einen stundenlangen Weinkrampf.

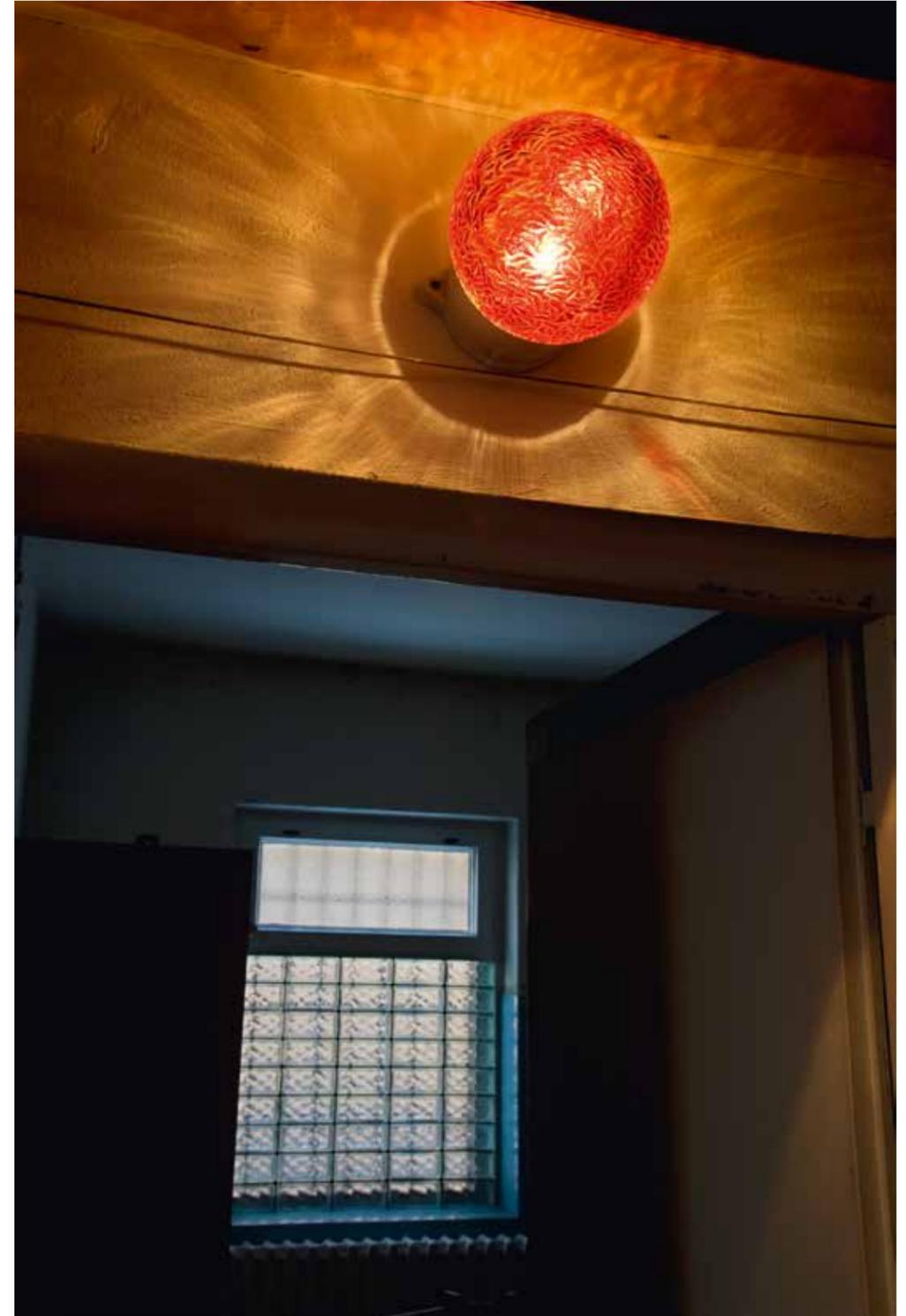
Besonders entwürdigend waren die ständigen Kontrollblicke der sehr jungen Wachmänner durch den Türspion. Ob Toilettengang, Körperpflege, das Wechseln von Menstruationsbinden, das An- und Auskleiden ... alles wurde von ihnen mit angesehen. Wenn ich den Spion verdecken wollte, wurde mir sofort gedroht. Für Frauen lassen sich schlimmere Demütigungen nicht denken.

Da ich anschließend im Frauengefängnis Hoheneck täglich im Stehen arbeiten musste, konnte mein Knie nie richtig ausheilen. Ich kann es bis heute nur eingeschränkt bewegen.

Brigitte Bielke







Das Schlimmste war das eine Jahr Untersuchungshaft. Diese subtilen Foltermethoden, die Isolation, die Desinformation, die Verunsicherung, die ständigen Lichtkontrollen, das ausgeklügelte Spitzelsystem, das Zuckerbrot-Peitschen-Prinzip. Für die Büttel waren Inhaftierte zu liquidierende, feindlich-negative Objekte, nicht mal Subjekte. Ich habe dafür gebetet, endlich angeklagt zu werden.

Die Schließer waren Dumpfbacken, es reichte wohl nicht zum Vernehmer. Die wurden mindestens einmal wöchentlich programmiert wie Computer: „Schild und Schwert der Partei, dein Auftrag ist wichtig“. Für die waren wir Abschaum, minderwertig, Menschen mit einer anderen Weltsicht eben. Sie wurden auch bewusst dumm gehalten. Für die waren wir bloß eine Nummer. Und so haben die uns auch behandelt. Eigentlich sollten sie verhindern, dass wir Selbstmord begehen. Und wenn mal einer von uns ausgerastet ist, dann haben sie ihn „befriedet“. Ich wurde öfter Ohrenzeuge solcher „Befriedungen“. Und sie hatten natürlich die Aufgabe, uns von der Zelle zum Vernehmer zu bringen und wieder zurück, ohne dass uns dabei jemand begegnet.

Immer bewaffnet mit ihren Gummiknüppeln, den „sozialistischen Wegweisern“. Ich habe auch Schläge bekommen und so ein Schlag mit dem Gummiknüppel tat weh - aber schlimmer waren die Methoden der Zersetzung. Das beschädigt auf Dauer, auch wenn man sie nicht sieht, die Spuren auf der Seele - jedenfalls nicht sofort.

Ich war während meiner Haftzeit dreimal aus Protest im Hungerstreik, wenn elementarste Rechte verweigert wurden. Das ist schon hart, wenn das Essen da vor einem steht und man Hunger hat. Das längste waren 21 Tage. Aber mir war klar, dass die mich nicht sterben lassen würden, denn für meine Leiche gäbe es kein Geld mehr. Und so brachten sie mich nach 6 bis 7 Tagen Essensverweigerung ins Haftkrankenhaus, wo sie mir mit Gewalt den Schlauch in den Mund drückten und mich zwangsernährten. Was sie mir so gewaltsam mittels Sonde einflößten, habe ich dann später unter Aufsicht „freiwillig“ gelöffelt. Es schmeckte wie Vanillesauce, enthielt wohl lebenswichtige Mineralien und Vitamine.

Hartmut Richter









Das stärkste Gefühl in der Einzelhaft war die Angst. Nackte Angst. Resultierend aus der Art der Vernehmer, die mir sagten: „Leute wie Sie sollte man kreuzigen. Leute wie Sie sollte man auf einen Lastwagen packen und an der Grenze abkippen wie Müll und wir werden Sie so klein kriegen, dass, wenn Sie rauskommen, noch nicht einmal ein Hund von Ihnen ein Brötchen nehmen wird.“

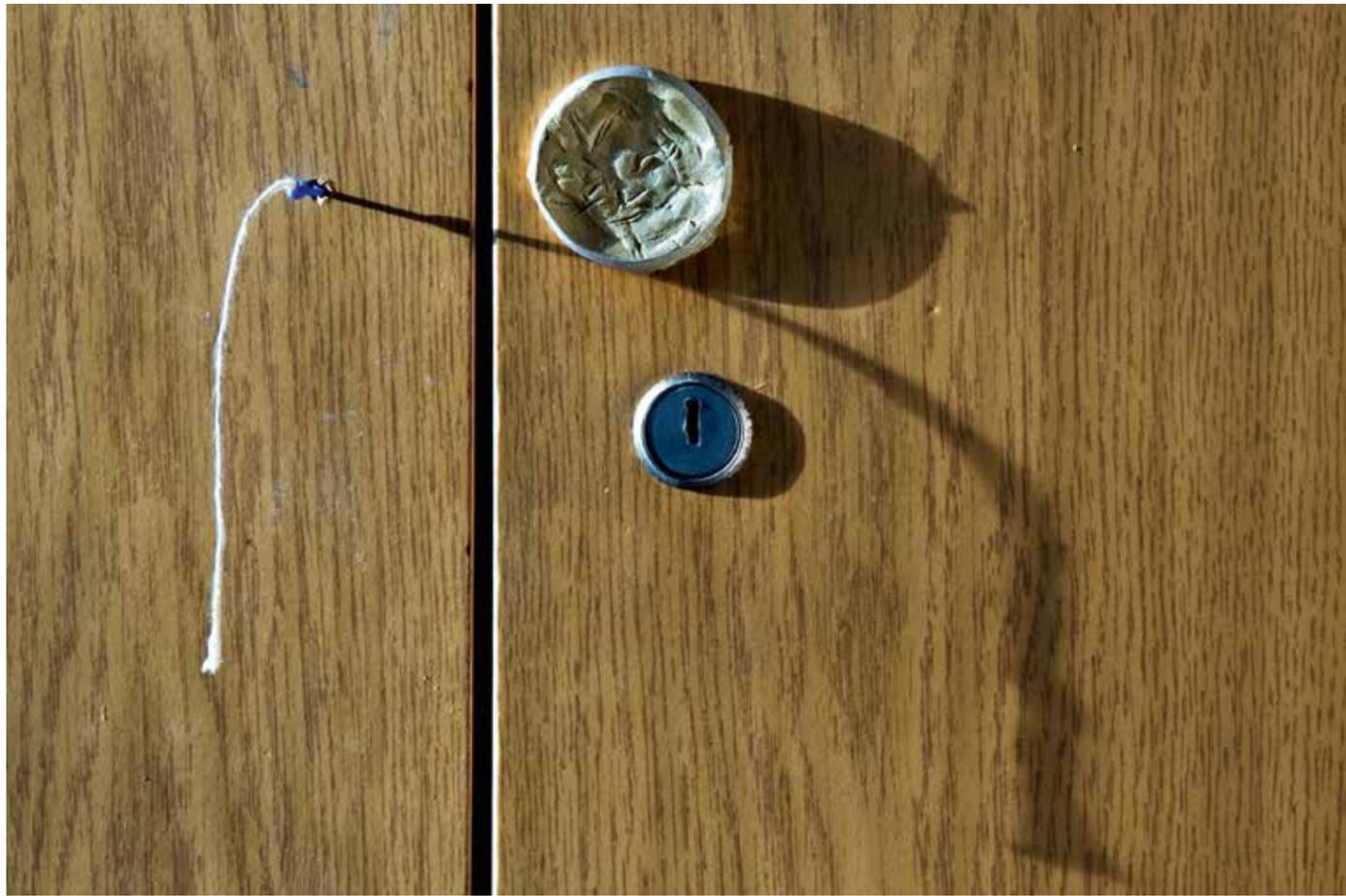
Einmal hielt der Vernehmer mir einen Brief unter die Nase: „Hier, lesen Sie!“ Ein Brief von meiner Frau an die Stasi, in dem sie beschreibt, dass ich sie regelmäßig unter Drogen gesetzt hätte, um sie breitzuschlagen, trotz ihrer Schwangerschaft mit in den Westen zu flüchten. Sie war weder schwanger, noch habe ich sie unter Drogen gesetzt. Von Drogen wussten wir gar nichts. In dem Brief, der ihre Handschrift trug, hat sie mich völlig zur Schnecke gemacht. Und dann besuchte sie mich und wir durften nicht darüber reden. Es war pervers. Ich hab nur gefragt: „Hast du mir geschrieben?“ und

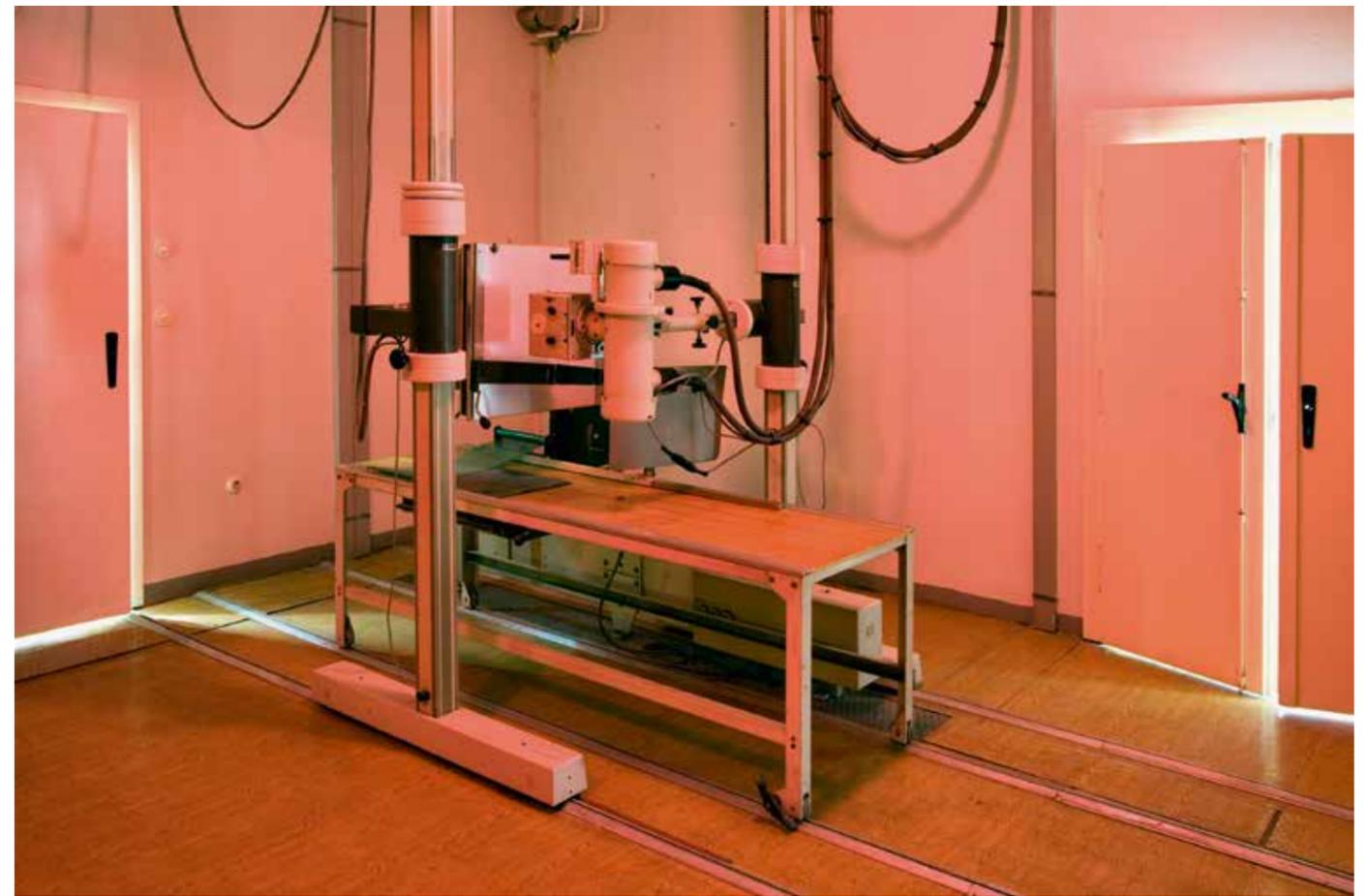
dann ging das Gebrüll schon los. „Halten Sie die Schnauze!“ Erst später habe ich erfahren, dass der Brief gefälscht war.

Nach ganzen Strecken langer Vernehmungen kam dann wieder gar nichts. Tage vergingen, ohne dass jemand mit mir geredet hat. Ich hatte das Gefühl: Du wirst vergessen. Wer fragt nach dir? Für wen bist du jetzt da draußen noch von Interesse? Ich verschwinde hier. Ich vergehe. Ich bin einfach weg. Ich weiß ja nicht, was kommt. Ich wusste nichts. Ich wusste nichts von einem Prozess. Das wurde mir erst sehr spät erzählt. Ich wusste nicht: Was stellen die hier mit mir an. Eines Tages bin ich weg. Ich hatte Angst um meine Eltern. Mein Vater erlitt drei Herzinfarkte während meiner Haftzeit. Ich hatte Angst zu vergehen, wie eine Flamme zu erlöschen. Durch diese geballte Macht, die einem da entgegenschlug. Die Ohnmachtserfahrung. Die Angst, sich einfach aufzulösen.

Michael Schreiner









## Das Sperrgebiet Berlin-Hohenschönhausen.....

Das Sperrgebiet Berlin-Hohenschönhausen war zwischen 1945 und 1989 einer der geheimsten Orte der sowjetischen Besatzungszone und der DDR. Ein Gefängnis für politisch Verfolgte, ein Ort des Terrors und der Folter, hermetisch abgeriegelt und auf keiner Landkarte eingezeichnet. Das ehemalige Industriegelände wurde zunächst als sowjetisches Speziallager, dann als zentrales sowjetisches Untersuchungsgefängnis für Ostdeutschland und schließlich als zentrale Untersuchungshaftanstalt des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) genutzt. Ende der 50er Jahre wurde hier auch ein Krankenhaus errichtet, das dem Zentralen Medizinischen Dienst des MfS unterstand.

### Das Speziallager (1945-1946)

Zwischen Mai 1945 und Oktober 1946 war hier das Speziallager Nr.3 des Sowjetischen Geheimdienstes untergebracht, ein Gefängnis für so genannt „feindliche Elemente“ der Sowjetunion wie Spione, Diversanten, Terroristen, NSDAP-Aktivisten, Polizei- und Geheimdienstangehörige. Auch Künstler, Journalisten oder Ärzte, die man verdächtigte, mit dem NS-Staat zusammenzuarbeiten, waren hier inhaftiert. Die Lebensbedingungen in diesem Barackenlager waren verheerend. Bis zu 4000 Menschen waren hier zeitweise untergebracht. Von über 22.000 vorwiegend deutschen Inhaftierten aus dem Berliner Raum starben etwa 3000 Menschen.

### Das Sowjet-Gefängnis (1947-1950)

Anfang 1947 richtete die sowjetische Besatzungsmacht hier ihr zentrales Untersuchungsgefängnis für Ostdeutschland ein. Häftlinge mussten dazu im Keller der ehemaligen Großküche ein Gefängnis mit 60 fensterlosen, bunkerartigen Zellen errichten - das so genannte „U-Boot“. Die Zellen waren feucht und zum Teil unbeheizt und besaßen nur eine Holzpritsche und einen Kübel für Fäkalien. Die Verhöre fanden vor allem in der Nacht statt und waren oft von Drohungen und körperlicher Gewalt begleitet. Dazu gehörten Schlafentzug oder Arrest in Folterzellen wie Kältekarzer, Gummizellen oder Wasserzellen, in denen die Gefangenen in knöchelhohem kaltem Wasser stehen mussten. Zu den Inhaftierten zählten neben NS-Verdächtigen vor allem mutmaßliche politische Widersacher: Vertreter der demokratischen Parteien SPD, LDPD und CDU, aber auch Kommunisten und sowjetische Offiziere, die als nicht linientreu galten.

### Das Stasi-Gefängnis (1951-1989)

1951 übernahm das Ministerium für Staatssicherheit das sowjetische Kellergefängnis und nutzte es als seine zentrale Untersuchungshaftanstalt, bis Ende der 1950er Jahre Häftlinge des benachbarten Arbeitslagers ein neues Gebäude mit 100 Haftzellen und 120 Vernehmerzimmern errichteten. Einzelne Zellen des Kellergefängnisses wurden

weiterhin als Isolierzellen genutzt. Die Tatsache, dass es mehr Vernehmerräume als Haftzellen gab, zeigt die Ausmaße dieses gewaltigen Überwachungsapparates.

Zwischen 1951 und 1989 wurden hier etwa 22.000 Menschen inhaftiert. Staatsfeinde, die der kommunistischen Diktatur im Weg standen, darunter Streikführer des Aufstands vom 17.Juni 1953, kritische Reformkommunisten und Antifaschisten, Spione, Zeugen Jehovas und SED-Kritiker aus dem Westen. Nach dem Mauerbau am 13.August 1961 bis zum Ende der SED-Diktatur wurden hier meist so genannte Republikflüchtlinge und Fluchthelfer festgehalten.

Da es sich bei der UHA Berlin-Hohenschönhausen um die zentrale Untersuchungshaftanstalt des MfS handelte und es neben den Untersuchungsgefängnissen jeder einzelnen MfS-Bezirksverwaltung noch zwei weitere in Berlin gab (Lichtenberg und Pankow), nannte man sie auch UHA I bzw. „Dienstobjekt Freienwalder Straße“, kurz „Objekt I“.

Die physische Gewalt der 1950er Jahre wurde seit den 60er Jahren durch ausgeklügelte psychologische Foltermethoden ersetzt. Oberstes Ziel war es, den Willen der Inhaftierten zu brechen, ihre Seele zu zerstören und ihnen das Gefühl zu geben, einem allmächtigen Staat ausgeliefert zu sein. An der juristischen Hochschule Potsdam erlernten die Vernehmer solche so

genannten „operativen Zersetzungsstrategien“. Bewährte Mittel dabei waren: strenge Isolation, Desorientierung, Schlafentzug, Verbreitung von Lügen oder Zurückhalten wichtiger Informationen, Drohungen und Demütigungen.

### Das Haftkrankenhaus (1960-1989)

Zwischen 1959 und 1990 befand sich hier auch das so genannte Haftkrankenhaus des Ministeriums für Staatssicherheit. Das Gebäude, in dem Ende der 1940er Jahre die Verwaltung des zentralen sowjetischen Untersuchungsgefängnisses untergebracht war, wurde in den 1950er Jahren erweitert und zu einer Krankenstation umgebaut.

Hier wurden Gefangene aus den drei Berliner Untersuchungshaftanstalten, mitunter auch aus Gefängnissen der Bezirksverwaltungen des MfS behandelt. Dafür standen Krankenzellen mit 28 Betten zur Verfügung. In dem Gefängniskrankenhaus waren unter anderem angeschossene Flüchtlinge, schwerkranke Häftlinge, und solche, deren Leiden erst mit ihrer Festnahme begann. Sie litten an Depressionen, traten in Hungerstreik oder versuchten, sich selbst etwas anzutun. Außerdem erstellte man hier psychische Gutachten für Staatsanwaltschaften und Gerichte. Zwischen 1959 und 1989 wurden über 3000 Personen in das Haftkrankenhaus eingeliefert. Das behandelnde Personal bestand aus Stasi-Mitarbeitern, die eng mit den anderen Abteilungen des Staatssicherheitsdienstes zusammenarbeiteten.

Die Aufgabe der Stasi-Mediziner war es, politische Gefangene haft-, vernehmungs- und prozessfähig zu machen und nicht, sie zu heilen. Sobald die Patienten medizinisch mit dem Notwendigsten versorgt waren, wurden sie wieder dem Strafvollzug überlassen. Auch während ihres Krankenhausaufenthalts wurden die Kranken stets wie Gefangene der U-Haft behandelt. Sie wurden isoliert, waren in Zellen mit Fenstern aus Glasbausteinen untergebracht und wurden, wenn möglich, auch verhört.

Zwar galt auch in der DDR der ethische Grundsatz der ärztlichen Schweigepflicht, aber es drohten keinerlei Sanktionen bei Verstößen. Das wäre alleine deshalb schon schwierig gewesen,

weil die Inhaftierten weder die Namen noch die Qualifikation der sie Behandelnden kannten. Die meisten von ihnen wussten ja nicht einmal, wo sie sich überhaupt befanden. Auch dies gehörte zur Strategie des MfS: Obwohl sich das Krankenhaus nur wenige Schritte vom Zellentrakt entfernt befand, wurden die Häftlinge in einem abgedunkelten Lieferwagen lange durch die Straßen außerhalb des Gebäudekomplexes gefahren, nur um sie zu verwirren.

Bis heute erhalten sind die Röntgenstation, eine Kühlkammer sowie Behandlungs-, Operations- und Laborräume. 1989 arbeiteten hier 28 hauptamtliche MfS-Mitarbeiter.

#### Quellen

Peter Erler, Hubertus Knabe: „Der verbotene Stadtteil - Stasi-Sperrbezirk Berlin-Hohenschönhausen“, Jaron Verlag, Berlin, 2005

Tobias Voigt, Peter Erler: „Medizin hinter Gittern - Das Stasi-Haftkrankenhaus in Berlin-Hohenschönhausen“, Jaron Verlag, Berlin, 2011.

#### Die Zeitzeugen.....

**Wolfgang Arndt** .....  
(geb.1959 in Ost-Berlin)  
erlernte den Beruf des Tiefbau-facharbeiters. Er war schon früh im Visier der Stasi, weil er sich weigerte, den Jungpionieren und der kommunistischen Freien Deutschen Jugend (FDJ) beizutreten und aktiv in der kirchlichen Bürgerrechtsbewegung Gethsemane mitarbeitete. Deshalb durfte er auch kein Abitur machen. Nachdem er 12 Ausreiseanträge geschrieben hatte, die alle abgelehnt wurden, plante er, die DDR illegal zu verlassen. Dazu wandte er sich auch an die Ständige Vertretung der Bundesrepublik Deutschland in der DDR, die ihm jedoch keinerlei Hilfe anbot. 1980 wurde Wolfgang Arndt verhaftet, weil ihn seine Ehefrau an das MfS verraten hatte. In einer von insgesamt 18 Akten, die es über ihn gibt, fand er die Verpflichtungserklärung seiner Frau, in der sie sich als IM zur Verfügung gestellt hat, auch wenn sich aus der Beziehung eine Intimität entwickeln sollte. Sie Beide haben ein gemeinsames Kind. Als Lohn für den Verrat erhielt Arndts Frau 150 Westmark.

Wolfgang Arndt wurde zu einem Jahr und zehn Monaten wegen „Vorbereitung zum ungesetzlichen Grenzübertritt“ und „Beinträchtigung staatlicher Organe in ihren Tätigkeiten“ verurteilt und im Juli 1981 von der Bundesrepublik freigekauft. Heute führt Wolfgang Arndt

Besucher durch die Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen.

**Brigitte Bielke**.....  
(geb.1946 in Möllensdorf)  
wuchs auf dem elterlichen Bauernhof in Sachsen-Anhalt auf und erlernte den Beruf der Landwirtin. Später studierte sie Agraringenieurwesen und -pädagogik und arbeitete seit 1980 als Berufsschullehrerin in der Lutherstadt Wittenberg. Als sie sich im Juni 1986 weigerte, an der Volkskammerwahl teilzunehmen, wurde sie fristlos entlassen. Im Juli 1986 stellte sie dann einen Ausreiseantrag für sich und ihre beiden Söhne.

Am 31.07.1988 wurde sie mit ihrer Familie wegen „Landesverräterischer Nachrichtenübermittlung wegen Kontaktaufnahme zu einer verbrecherischen Organisation“ inhaftiert, nachdem sich eine Freundin aus Wuppertal bei der Zeitschrift „Hilferufe von drüben“ erkundigt hatte, wie sie bei dem Ausreisebegehren behilflich sein könne. Das Plädoyer des Staatsanwalts am 23.1.1988 lautete: „Die Angeklagte hat versucht, sich mit den Ewiggestrigen in Verbindung zu setzen, um die gutnachbarlichen Beziehungen zwischen der DDR und der BRD empfindlich zu stören.“ Verurteilt wurde sie zu drei Jahren Freiheitsentzug.

Am 26.8.1988 brach sich Bielke die Kniescheibe bei einem Sturz während ihrer Haft in Halle und kam ins Haftkrankenhaus

Berlin-Hohenschönhausen. Im Januar 1989 kam sie nach Hohen-eck und am 10.5.1989 wurde sie „auf Bewährung“ in die BRD entlassen.

**Dieter Hötger.....**  
(geb.1939 in West-Berlin)  
zog nach der Errichtung der Mauer im August 1961 von Ber- lin-Spandau in die DDR, um seine Ost-Berliner Freundin zu heiraten. Im April 1962 floh er aus der DDR und grub im Juni 1962 gemeinsam mit einem Freund und - wie sich später heraus- stellte - einem Spitzel, einen 35 Meter langen Fluchttunnel unter der Berliner Mauer. 13 Familienmitglieder, darunter auch seine Frau, wollten sie ausschleusen, doch der Flucht- plan wurde verraten und der Fluchtversuch am 28.Juni 1962 vereitelt. Bei dem Einsatz wurde der Freund Siegfried Noffke auf der Stelle getötet, Hötger erlitt sieben Schuss- verletzungen, darunter einen Lungensteckschuss. Nach dreimo- natigem Aufenthalt im Haftkran- kenhaus Hohenschönhausen kam er in die U-Haftanstalt Neustre- litz. Wegen „staatsgefährdender Gewaltakte und Verleitung zur Republikflucht“ wurde er am 5.10.1962 zu einer neunjährigen Zuchthausstrafe verurteilt und in das Gefängnis Bautzen II überstellt. Im September 1964 versuchte Hötger das erste Mal über die Gefängnismauer zu steigen, wurde aber gefasst und kam nach 21 Tagen „Tigerkäfig- arrest“ in Einzelhaft. Am 28.November 1967 gelang ihm dann der Ausbruch. Nach

landesweiter Fahndung mit 3200 Polizisten, Hubschraubern und Kampfgruppeneinheiten wurde er am 6.Dezember 1967 gefasst. Zwei Jahre verbrachte er an- schließend in Untersuchungshaft in Hohenschönhausen, denn die Stasi wollte nicht glauben, dass er seinen Plan ohne Fluchthelfer ausgeführt hatte. Dann wurde er zu acht weiteren Jahren Zucht- haus verurteilt. Im September 1972 kaufte ihn die Bundesre- gierung frei. Er arbeitete anschließend in West-Berlin als Bote in einer Baufirma und ist seit 2000 im Ruhestand.

2012 erhielt er das Bundesver- dienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland

**Thomas Raufeisen.....**  
(geb.1962 in Hannover)  
lebte bis zu seinem 17.Lebens- jahr in Hannover. Sein Vater war DDR-Spion und setzte sich 1979 mit der Familie in die DDR ab, nachdem das Spionagenetz aufzufliegen drohte. Erst dort erfuhr Thomas Raufeisen vom Doppelleben seines Vaters. Weil sich die Familie in der DDR bald unwohl fühlte, plante sie ihre Flucht in die Bundes- republik. 1981 wurden Thomas Raufeisen und seine Eltern deshalb verhaftet und zusammen in die Untersuchungshaftanstalt in Berlin-Hohenschönhausen gebracht. Nach 14 Monaten wurde er dort wegen „ungesetzlichen Grenzübertritts“ und „landes- verräterischer Agententä- tigkeit“ zu drei Jahren Haft verurteilt. Zwei Jahre verbrachte er in der

Sonderhaftanstalt Bautzen II. Nach seiner Freilassung im September 1984 wurde ihm die Ausreise in die Bundesrepublik genehmigt, so dass er wenig später nach Hannover zurückkeh- ren konnte. Dort machte er 1988 sein Abitur - sieben Jahre spä- ter als geplant - und studierte Vermessungswesen.

Sein Schicksal wurde 2004 in dem Film „Unser Vater, der Spion“ dargestellt und 2010 in seinem Buch „Der Tag, an dem uns Vater erzählte, dass er ein Spion sei. Eine deutsche Tragö- die“ verarbeitet.

**Hartmut Richter.....**  
(geb.1948 in Glindow, Brandenburg)  
war als Schüler ein begeister- ter Angehöriger der Jungen Pioniere, doch als er gebeten wurde, seine Mitschüler auszu- spionieren, änderte sich seine positive Einstellung zur DDR. Im Januar 1966 versuchte er, über die Tschechoslowakei nach Österreich zu flüchten. Er wurde gefasst und in das Unter- suchungsgefängnis in Potsdam gebracht. Im Mai 1966 verur- teilte man ihn zu zehn Monaten Haft auf Bewährung. Kurz nach seiner Entlassung versuchte er erneut zu fliehen und schwamm im August 1966 durch den Tel- tow-Kanal von Potsdam nach West-Berlin. Nach der Amnestie für Republikflüchtige begann Hartmut Richter Menschen aus der DDR herauszuholen. Insge- samt verhalf er 33 Menschen zur Flucht in die Bundesrepublik, doch beim Versuch, seine

Schwester in den Westen zu schleusen, wurde er 1975 ver- haftet. Das Bezirksgericht Potsdam verurteilte ihn im Dezember 1975 wegen „staats- feindlichen Menschenhandels“ zur Höchststrafe von 15 Jahren. Die Haft verbüßte er in den Strafvollzugsanstalten von Ber- lin-Rummelsburg und Bautzen II. Nach über fünf Jahren Gefängnis wurde Hartmut Richter im Okto- ber 1980 von der Bundesrepublik freigekauft und durfte nach West-Berlin ausreisen. Für die Stasi jedoch blieb er ein ge- fährlicher Staatsfeind. Sogar seine „physische Vernichtung“ war geplant. All das hat Rich- ter später aus seinen Stasi-Ak- ten, die einen halben Meter dick sind, erfahren. Sein Schicksal wurde u.a. in dem Dokumentarfilm „Zersetzung der Seele“ dargestellt. Seit 1999 ist Hartmut Richter Besucherre- ferent in der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen.

**Mario Röllig.....**  
(geb.1967 in Ost-Berlin)  
absolvierte eine Ausbildung zum Restaurantfachmann. Nach seinem Coming-out als Homosexueller freundete er sich im Alter von 17 Jahren mit einem West-Ber- liner Politiker an. Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssi- cherheit (MfS) versuchten ihn daraufhin als inoffiziellen Mitarbeiter (IM) anzuwerben. Weil er es ablehnte, andere Menschen zu bespitzeln, wurde er massiv unter Druck gesetzt. Im Juni 1987 versuchte er deshalb, über Ungarn nach Jugoslawien zu fliehen. Dabei wurde er von der

ungarischen Grenzpolizei verhaftet. Nach einer Woche im zentralen Budapester Militärgefängnis wurde Mario Röllig dem DDR-Staatssicherheitsdienst übergeben und kam ins zentrale Untersuchungsgefängnis des MfS nach Berlin-Hohenschönhausen. Dort wurde er wegen des „Versuchs des ungesetzlichen Grenzübertretts“ angeklagt. Als er nach drei Monaten Untersuchungshaft aufgrund einer allgemeinen Amnestie entlassen wurde, erfuhr er nach wie vor persönliche und berufliche Repressalien. Er stellte noch im selben Monat einen Ausreiseantrag. Anfang 1988 nahm er an oppositionellen Veranstaltungen innerhalb der evangelischen Kirche teil. Nach einem Protestbrief an Staatschef Honecker wurde er schließlich am 8. März 1988 aus der DDR ausgebürgert. Erst 1997 erfuhr er zum ersten Mal aus seinen Stasi-Akten, wo er zehn Jahre zuvor inhaftiert war. Nach einer zufälligen Wiederbegegnung mit einem seiner ehemaligen Stasi-Vernehmer aus Hohenschönhausen, kehrte das Trauma der Inhaftierung zurück. Seit 1999 setzt er sich öffentlich mit seiner Geschichte auseinander und engagiert sich heute in der Vereinigung der Opfer des Stalinismus (VOS), in der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen sowie in zahlreichen Schüler- und Kunstprojekten für die Aufarbeitung der SED-Diktatur.

**Monika Schneider.....**  
(geb. 1956 in Freital, Sachsen)  
zog 1979 nach Ostberlin und

arbeitete beim Stadtbezirksgericht Berlin-Mitte, später in der Verwaltung der Staatlichen Museen. Im Januar 1983 versuchte sie mit Hilfe eines westdeutschen Freundes über Prag in die Bundesrepublik zu fliehen, wurde jedoch von ihrem Arbeitskollegen an die Stasi verraten. Nach 3-monatiger U-Haft in Hohenschönhausen wurde sie wegen „versuchter Republikflucht“ zu zwei Jahren und sechs Monaten Haft verurteilt und kam im April 1983 ins Frauengefängnis Hoheneck. Über das Schicksal ihrer beiden damals 3 und 7 Jahre alten Söhne ließ man sie lange im Ungewissen. Die Aufforderung der Gefängnisleitung, sie zur Adoption freizugeben, lehnte sie ab. Erst später erfuhr sie, dass der ältere Sohn bei ihren Eltern und der jüngere in einem Heim untergebracht wurden. Ihr Freund protestierte am Checkpoint Charlie für ihre Haftentlassung und erhielt sogar eine Audienz beim Papst. Im April 1985 wurde Monika Schneider von der Bundesrepublik freigekauft und stellte sofort einen Ausreiseantrag für ihre Kinder. Der ältere durfte die DDR nicht verlassen. Die Großeltern erhielten das Erziehungsrecht. Der kleinere wurde ihr vier Monate später vom Deutschen Roten Kreuz in der Friedrichstraße übergeben. „Ich habe ihn auf dem Bahnhof sofort erkannt, er mich nicht“, erinnert sich Frau Schneider. „Zuhause hat er dann ganz still bei mir auf dem Schoß gesessen und mich mit großen Augen angeschaut und -

ich habe nur geheult.“ Heute arbeitet Monika Schneider wieder beim Gericht und führt seit 2011 Besuchergruppen durch die Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen.

Monika Schneider war die erste Zeitzeugin, die Ruth Stoltenberg durch den Gefängnis-Komplex führte. Ihre anschaulichen Ausführungen über das furchtbare Leben in der Haft und die Entwicklung der Haftanstalt von Sowjetzeiten bis zum Mauerfall hinterließen einen tiefen Eindruck bei der Fotografin. Bemerkenswert erscheint dabei der Umstand, dass sich M. Schneider trotz der vielen, oft den ganzen Tag dauernden Vernehmungen nicht mehr an die Inhalte der Verhöre erinnern kann. Auch das Gesicht ihres Vernehmers ist aus ihrem Gedächtnis gelöscht. Sie weiß nur noch, dass er groß, kräftig und etwa 40-45 Jahre alt gewesen ist.

**Edda Schönherz.....**  
(geb. 1944 in Bad Landeck, Schlesien)  
begann ihre Fernsehkarriere als Ansagerin im Oktober 1969 mit der Eröffnung des Farbfernsehens in der DDR. Sie gehörte keiner Partei an und stand den Verhältnissen in der DDR kritisch gegenüber. Während eines Urlaubsaufenthalts in Budapest mit ihren Kindern im August 1974 erkundigte sie sich in den Botschaften der Bundesrepublik und der Vereinigten Staaten nach einer Möglichkeit, die DDR zu verlassen. Da die Botschaften observiert wurden, wurde sie einige Tage später in Ungarn

festgenommen, ohne dass man ihr strafbare Handlungen nachweisen konnte. Im September 1974 wurde Edda Schönherz zur „Klärung eines Sachverhalts“ in die Untersuchungshaftanstalt in Berlin-Lichtenberg und drei Tage später von dort nach Berlin-Hohenschönhausen gebracht. Im Dezember verurteilte man sie wegen „staatsfeindlicher Verbindungsaufnahme“ und „Vorbereitung eines ungesetzlichen Grenzübertretts in besonders schweren Fall“ - weil sie ihre Kinder dabei hatte, zu drei Jahren Zuchthaus. Sie kam in das berühmte Frauenzuchthaus Hoheneck in Stollberg/Erzgebirge. Im September 1977 wurde sie entlassen, durfte aber erst zwei Jahre später aus der DDR ausreisen.

Für ihr Engagement für die Aufarbeitung von SED-Unrecht erhielt sie 2006 das Bundesverdienstkreuz. Ihr Schicksal ist Inhalt des Buches „Die Solistin - Roman einer Frau, die von Deutschland nach Deutschland wollte“.

**Michael Schreiner.....**  
(geb. 1945 in Soltau)  
wuchs als Sohn eines Pastors in Halle auf und zog 1956 nach Erfurt. Nach dem Abitur studierte er Theologie; zunächst an der Kirchlichen Hochschule in Naumburg, denn das Studium an einer staatlichen Hochschule war ihm untersagt. Schreiner setzte sich schon als Schüler und Student sehr kritisch mit der Gesellschaft auseinander und nahm an diversen konspirativen Aktivitäten teil. Er trat in den Freien deutschen Gewerkschaftsbund, in

die Volkssolidarität und in die CDU ein. 1972 stellte er einen Antrag auf Übersiedlung in die BRD und die Aberkennung der Staatsbürgerschaft, worauf er drei Tage in einer Zelle in Berlin festgehalten wurde.

Im April 1974 scheiterte sein Fluchtversuch, den sein Bruder von Lübeck aus organisiert hatte, wegen Verrats. Fluchthelfer wollten ihn und seine Frau am Grenzübergang Helmstedt im PKW in die Bundesrepublik bringen. Aufgrund einer Knieverletzung kam Schreiner zunächst ins Haftkrankenhaus Hohenschönhausen, dann in die dortige U-Haftanstalt und 3 Monate später nach Brandenburg. Wegen „Versuch des illegalen Grenzübertritts, Tateinheit in Gruppe, Anführer einer kriminellen Menschenhändlerbande, versuchten Devisenschmuggels und staatfeindlicher Verbindungsaufnahme“ verurteilte man Schreiner zu fünfzehn Jahren Haft. Im August 1976 wurde er freigekauft. Nach 30-jähriger Amtszeit als Pastor in Hamburg-Lohbrügge lebt er heute dort im Ruhestand.

**Dietmar Serafin.....**  
(geb.1939 in Liegnitz)  
wurde als Sohn eines Berufsoffiziers in Schlesien geboren, zog aber kurz darauf mit seiner Mutter in deren Heimat nach Köln und wurde Schlosser. 1960 zog er nach Westberlin und engagierte sich nach dem Mauerbau als Fluchthelfer. Eigentlich wollte er lediglich seine Großcousinen aus Ostberlin zur Flucht verhelfen, doch die Organisation, an

die er sich wandte, verlangte, dass er vorab anderen Flüchtlingen mit PKWs und Zügen zur Flucht verhalf.

1963 wurde er festgenommen und ein Jahr später vom Militärobergericht Berlin zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilt. Zur Last gelegt wurden ihm „Militärspionage“, „Nachrichtenübermittlung“, „Fluchthilfe“ sowie „schwere Urkundenfälschung im fortgesetzten Fall“. Während der Verhandlung nannte ihn der Oberstaatsanwalt „eine nagende Ratte am Fundament des Sozialismus“. Serafin kam zunächst in die Untersuchungshaftanstalt Pankow, dann nach Bautzen, später nach Brandenburg. Nach sechs Jahren beschloss man, ihn erneut intensiven Befragungen zu unterziehen und brachte ihn diesmal nach Berlin-Hohenschönhausen. Zweieinhalb Monate später kam er für weitere zwei Jahre nach Bautzen. Nach insgesamt acht Jahren Haft wurde Serafin 1971 urplötzlich vier Jahre früher als vorgesehen, entlassen. „Ein Schock! Da wollen die Nerven mit einem durchgehen“, beschreibt Serafin diese abrupte Entlassung. Im Rahmen eines Gefangenen austausches wurde er vom Star-Anwalt der DDR, Wolfgang Vogel, persönlich zum Grenzübergang gebracht und vom Unterhändler der Bundesrepublik, Jürgen Stange, in Empfang genommen. Dabei kreuzte sich sein Weg mit der Austauschperson, die er bis heute nicht ausfindig machen konnte. Serafin arbeitet heute als Besucherreferent in der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen.

© 2015 Kehrer Verlag Heidelberg Berlin.....  
Ruth Stoltenberg.....  
und Autoren.....

Die Zitate wurden von der Fotografin aus Gesprächen zusammengestellt, die sie im Sommer 2013 mit den ehemals Inhaftierten geführt hat.

**Texte.....**  
Roland Jahn, Wolfgang Zuborn

**Lektorat.....**  
Ines Müller

**Bildbearbeitung.....**  
Kehrer Design (René Henoch)

**Gestaltung.....**  
Ruth Stoltenberg mit Kehrer Design (Loreen Lampe)

**Gesamtherstellung.....**  
Kehrer Design (Tom Streicher)

Printed and bound in Germany  
ISBN 978-3-86828-601-4

Gefördert durch die Stiftung Kunstfonds mit Mitteln der VG Bild-Kunst



Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur

BUNDESSTIFTUNG  
AUFARBEITUNG

Kehrer Heidelberg Berlin  
www.kehrerverlag.com

**Danksagung**  
Ich danke allen, die das Projekt begleitet, gefördert und unterstützt haben. Im Besonderen den Zeitzeugen für die offenen, intensiven Gespräche und allen, die diese Begegnungen ermöglicht haben sowie der Stiftung Kunstfonds und der Bundesstiftung Aufarbeitung für die großzügige finanzielle Unterstützung.

